Goethes Kindheit

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen philosophischen Fakultät
der
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen

vorgelegt von

Adolf Heckel
aus Nürnberg.

Tag der mündlichen Prüfung: 22. Dezember 1930.

Nürnberg
Buchdruckerei Arthur Gröschner
1930.

31149

Referent: Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Franz Saran.
Dekan: Universitätsprofessor Dr. Bernhard Schmeidler.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Literatur-Angaben 4
Vorbemerkung 4
§ 1. Einleitung. Charakter und Rechtfertigung der Schrift 5
§ 2. Unzuverlässigkeit der Quellen. Art der Beweisführung . . . 6
§ 3. Aeußere Einteilung 8
§ 4. Körperliche Erscheinung des Kindes 8
§ 5. Geistig-intellektuelle Fähigkeiten des Kindes 10
§ 6. Charakter und inneres Wesen des Kindes 17
§ 7. Nähere Bestimmung der Methode 29
§ 8. Tendenz und quellenmäßiger Wert von „Dichtung und Wahrheit" 30
§ 9. „ „ „ „ der Briefe der Mutter . . . 32
§ 10. „ „ „ „ von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" 33
a) Die „höhere Wahrheit" 33
b) Die „Inspiration" 36
c) Ergebnis aus a) und b): Idealisierung 38
d) Bettinens „Liebe" 39
e) Mystizismus 40
f) Einzelne „religiöse" Analogieen 42
g) Ergebnis aus d), e), f): Mythologisierung 45
§ 11. Die Skala der Quellen 45
§ 12. Die Richtigkeit der Beweisführung an einzelnen Eigenschaften erläutert 46
A. Schönheit 46
B. Selbstbewußtsein 47
C. „Weisheit" 48
D. Reaktionsfähigkeit 49
§ 13. Methode der Schlußfolgerung 51
§ 14. Gesamtergebnis: Das Kind Wolfgang Goethe 51
§ 15. Notwendigkeit der Ergänzung und Bestätigung durch andere Quellen 55
§ 16. Wilhelm Meisters theatralische Sendung 55
§ 17. Gedichte und Briefe Goethes aus der Zeit seiner Kindheit . . 59
§ 18. Labores juveniles 60
§ 19. Ergebnis aus den §§ 16, 17, 18: Bestätigung der eigentlichen Quellen 63
§ 20. Erwiesene Wahrheit — und Wirklichkeit 63
§ 21. Schluß 65

Literatur.

1. Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, Bde. 26, 27, 28, 29.
2. Max Morris „Der junge Goethe", Bd. I. Leipzig 1909.
3. Goethes Briefe an Charlotte von Stein, Bd. I. Leipzig 1923.
4. Goethe „Wilhelm Meisters theatralische Sendung", herausgegeben von Harry Mayne. Stuttgart und Berlin 1911.
5. Bettinas Briefwechsel mit Goethe, herausgegeben von Reinhold Steig. Leipzig 1922.
6. Bettina v. Arnim „Sämtliche Werke", Bde. I bis VII. Berlin 1920.
7. „Die Briefe der Frau Rath Goethe", herausgegeben von Albert Köster, Bde. I und II. Leipzig 1904.
8. Reinhold Steig und Hermann Grimm „Achim v. Arnim und die ihm nahestanden". Bd. I Stuttgart 1894; Bd. II Stuttgart und Berlin 1913; Bd. III Stuttgart und Berlin 1904.
9. Waldemar Oehlke „Bettina von Arnims Briefromane". Berlin 1905.
10. E. Mentzel „Aus Goethes Jugend" (2. Auflage von „Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer"). Leipzig o. J.
11. Sigmund Freud „Psychoanalytische Studien an Werken der Dichtung und Kunst". Leipzig 1924.

Vorbemerkung.

Die Zitierungen sind wörtlich. Altertümliche oder sonst von der heutigen Regel abweichende Schreibweise der einzelnen Wörter ist zumeist richtiggestellt; jedoch stets so, daß, wenn nicht das optische Bild, so doch mindestens der akustische Charakter voll gewahrt bleibt.

Sperrsätze sind Verdeutlichungen dessen, was in der zitierten Stelle von besonderer Wichtigkeit ist. Die Sperrungen stammen also, soweit es nicht ausdrücklich anders angegeben ist, von mir.

§ 1.

Einleitung.

Charakter und Rechtfertigung der Schrift.

Die Literaturgeschichte hat sich um Goethes Kindheit — oder, um es ganz konkret zu sagen: um das Kind Wolfgang Goethe — wenig gekümmert. Mit Recht. Literaturgeschichte hat es mit den Werken des Dichters zu tun, nicht mit den Zufälligkeiten und Relativitäten des Lebens. Nur die Biographie konnte die Kindheit nicht übergehen. Aber auch für den Biographen bedeutete die Betrachtung von Goethes frühester Jugend nur eine notwendige Ergänzung, gewissermaßen eine nicht zu umgehende Verlängerung des „Lebens" nach rückwärts. Damit war die Gefahr einer falschen Einstellung ohne weiteres gegeben: man konstruierte vom „Leben" Goethes nach rückwärts in die Kindheit hinein, statt unbefangen, so weit das eben möglich ist, die historische Entwicklung aufzuzeigen. Man projezierte den „großen" Goethe in den kleinen Wolfgang hinein und nahm sich so — bei ohnedies so spärlichen und zweifelhaften Quellen — alle Möglichkeit, jemals einen kleinen Wolfgang, ein Kind Wolfgang Goethe wirklich zu *sehen*.

Zugegeben, daß an einem Kind Wolfgang Goethe nicht viel gelegen ist und eine falsche Perspektive hier kein Unglück bedeutet — so wird es die vorliegende Schrift sich doch nicht vergebens zur Aufgabe machen, diese falsche Perspektive aufzuzeigen und nachzuweisen, wie in erster Linie *Bettina von Arnim* diese leichtverständliche Verdrehung der Tatsachen verschuldet hat. Die Aufgabe wird sich lohnen, — sobald man nur von Anfang an die Bedeutung der gestellten Frage in keiner Weise überschätzt.

Es kann nicht ganz bedeutungslos sein, wenn einmal nüchtern und sachlich zusammengetragen wird, was man denn eigentlich vom Kind Wolfgang Goethe — *weiß*.

§ 2.
Unzuverlässigkeit der Quellen. Art der Beweisführung.

Folgende Quellen erzählen von Goethes Kindheit:

I. Originale Quellen:
   a) Die Briefe von Goethes Mutter [M.]
   b) Der Originalbriefwechsel Bettinas mit Goethe [O.]

II. Dichterische Quellen:
   c) Dichtung und Wahrheit [D. u. W.]
   d) Aristeia [A.]
   e) Goethes Briefwechsel mit einem Kinde [M. e. K.]
      Zu M. e. K. werden zuweilen noch die übrigen Werke Bettinens ergänzend herangezogen (bezeichnet als W. I, W. II u. s. w. — M. e. K. selbst entspricht W. III und W. IV und wird an den Stellen, an denen es ohne sachliche Bedeutung ist, daß der angeführte Ausdruck gerade in M. e. K. steht, als W. III oder W. IV zitiert, an allen anderen Stellen aber als M. e. K.)

Zu den eben angeführten Quellen kommen später — in § 15 ff. — erläuternd und bestätigend noch einige andere Quellen hinzu, die ganz anderen Charakter haben und deshalb gesondert betrachtet werden.

Wieviel D. u. W. (u. A.) — in Bezug auf die Kindheit — der Bettina zu verdanken hat, ist bekannt. Die Quellen stammen also gewissermaßen alle, mit Ausnahme von M., von Bettina. Auch ist bekannt, daß man Bettina zu allen Zeiten — aller gegenseitigen Verteidigung zum Trotz — Uebertreibung und Verfälschung zum Vorwurf gemacht hat. Viele der Fälschungen oder Entstellungen sind längst auf das exakteste nachgewiesen.

So könnte man füglich zweifeln, ob man selbst O. eine originale Quelle nennen dürfe: was Bettina aus dem Mund von Goethes Mutter gehört hat, das wird sie schon in den Briefen an Goethe in ihrer Weise zurecht gerückt und beleuchtet haben.

Bleibt also nur M.: Aber selbst diese Quelle, die sich überdies wider alle Erwartung als äußerst dürftig erweisen wird, darf vielleicht weniger noch als Briefe sonst als eine historische Quelle gewertet werden. Man darf nicht verschweigen, daß die Freundschaft zwischen Bettina und Goethes Mutter, bei allen Wesensunterschieden dieser beiden Menschen, einer Art von innerer Verwandtschaft ent-

sprang; daß die Vorzüge, aber auch die Schwächen Bettinens sich auch in Goethes Mutter finden, nur trockener, derber und ehrlicher.

Die „Lust zu fabulieren", die Goethe an seiner Mutter gerühmt hat, muß im praktischen Leben notwendig ihre Schattenseiten gehabt haben. Und die Frau, die „allemal übertreibt" und „weder Ziehl noch Maß" weiß, wenn sie an ihre Herzogin schreibt [M. I 79] — sie wird auch auf ihre Art poetisiert haben, wenn sie an die vergangene glückliche Kindheit ihres jetzt so unbegreiflich berühmten Sohnes gedacht hat.

Von den genannten Quellen bleibt also gewissermaßen — nichts. Und man darf sich nicht wundern, wenn über Goethes Kindheit noch nichts gearbeitet wurde, wenn es in der ungeheuren Goethe-Literatur noch kein Buch mit dem einfachen Titel „Goethes Kindheit" gibt. Es scheint solchen Arbeiten jede solide Unterlage zu mangeln.

Die Lage ist also die: man hat, wenn man alles nüchtern betrachtet, nur lauter mehr oder minder Falsches, lauter mehr oder minder Poetisiertes vor sich. *Man weiß vom Kind Wolfgang Goethe nichts.*

Dennoch gibt es einen Weg.

Wenn über einen Gegenstand vielerlei und unterschiedliches Falsches vorliegt und man sich zutrauen darf, die bewußten oder unbewußten Tendenzen jedes einzelnen Falschen zu durchschauen — so müßte man durch Vergleichen des unterschiedlich Falschen zwar das Wahre nicht erkennen, aber doch dem Wahren auf die Spur kommen können. Man müßte wenigstens soviel erkennen: *in welcher Richtung die Wahrheit liegt.* — Damit wäre die Korrektur jener falschen Perspektive gewonnen.

Die genannten Quellen ergeben verschiedene Vergleichsmöglichkeiten, für die der historische Ablauf, der ja längst bekannt ist, wenigstens ganz kurz skizziert werden muß.

a) Bettina hört Goethes Mutter erzählen, macht sich Notizen und schreibt darnach ihre Briefe an Goethe. Man muß also M. (der Mutter eigene Meinung und Erinnerung) mit O. vergleichen. Ein Vergleich, der so gut wie nichts ergeben wird.
b) Goethe schreibt D. u. W. nach Bettinens Briefen: ein äußerst fruchtbarer Vergleich zwischen D. u. W. und O.
c) Bettina schreibt M. e. K. nach ihren Briefen und nach Lektüre von D. u. W. — abermals zwei Vergleiche, von denen besonders der zwischen O. (also dem, was Bettina Goethe selber gegenüber zu äußern wagt) und M. e. K. (also dem, was Bettina

nach Goethes Tod, aller Kontrolle enthoben, der Welt vorfabuliert) aufhellend sein muß. — Das gleiche gilt für die anderen Werke Bettinens.

§ 3.

Äußere Einteilung.

Alles, was uns vom Kind Goethe berichtet wird, ordnet sich ungezwungen unter folgende Gesichtspunkte:

1. Berichte über seine äußere Erscheinung,
2. „ „ „ geistig-intellektuellen Fähigkeiten,
3. „ „ seinen Charakter und sein inneres Wesen.

Zwischen 2 und 3 werden die Grenzen sich häufig verwischen; manche Stelle wird wiederholt angezogen werden müssen. Dennoch mag die Einteilung, der äußeren Uebersicht wegen, gelten.

§ 4.

Körperliche Erscheinung des Kindes.

Die äußere Erscheinung, am wenigsten von Wichtigkeit, behandeln wir zuerst.

M. sagt bezeichnender Weise gar nichts darüber. In den mehr als 400 Briefen, die uns von Goethes Mutter erhalten sind, nicht eine Bemerkung über des Kindes Aussehen, über seine Gestalt. Wäre es erlaubt, schon daraus irgend einen Schluß zu ziehen, so könnte es nur der sein, daß an der Gestalt und dem Aussehen des Kindes, an seinen körperlichen Eigenschaften und Fähigkeiten weder im positiven noch im negativen Sinn etwas sehr Auffallendes gewesen sein dürfte.

Aber schon in O. heißt es ganz unzweideutig: „Deine Mutter sagte mir damals: Mein Sohn war schön" [O. 129]. Das Kind Goethe wird damit nicht, jedenfalls nicht ausschließlich, gemeint sein. Um so deutlicher wird an anderen Stellen von der Schönheit des Kindes gesprochen: O. 188 kündigt Bettina Goethe an, daß sie ihm künftig berichten wolle „von Deinen Träumen, Schönheit, Stolz, Liebe . . ." und O. 203 heißt es denn auch: „Schön wie ein Engel warst Du, bist Du und bleibst Du. So waren auch in Deiner frühesten Jugend aller Augen auf Dich gerichtet" und O. 191: „Er war so schön, daß ihn seine Wärterin nicht wohl durch eine volkreiche Straße tragen konnte, weil alle Menschen sich herandrängten, ihn zu sehen". Frauen, die „gesegneten Leibes waren" hätten begehrt „ihn zu sehen" [O. 191];

„jedoch ist in seiner Vaterstadt keine Spur von Aehnlichkeit mit ihm zu bemerken". Unbewußte Eifersucht wird wie von selbst zur Satire.

Wenn Bettina an anderer Stelle [D. 203] berichtet, daß Wolfgang „sehr gravitätisch" einherschritt, so zielt das schon mehr auf Charakterisierung als auf Beschreibung des Aeußeren hin.

Bettina berichtet also in 3 Anekdoten von der auffallenden Schönheit, erwähnt sie auch sonst wiederholt, während die Mutter in ihrem ausgedehnten Briefwechsel sich nie veranlaßt sah, etwas davon zu sagen.

Nun schreibt Goethe Dichtung und Wahrheit nach D., eigene Erinnerungen damit verbindend. Er berichtet von einer „sehr lebhaften Tante" [26, 53],*) die in seiner frühesten Kindheit „Abgötterei" mit ihm getrieben und sich an ihm „ergötzt" hätte, wie sie selber ihm erzählt. Sie sagt ihm dabei, „welches Aufsehen sie erregt, wenn sie mich herumgetragen." Letzteres dem Sinn nach deutlich nach D. Aber welche Vereinfachung und Reduzierung!

Von einem Herandrängen der Leute und einem Verlangen der Frauen ihn zu sehen keine Spur. Auch spricht Goethe in keiner Weise von der Schönheit des Kindes, sondern erwähnt nur, daß die Tante „Aufsehen" mit dem Kind erregt und sich an ihm „ergötzt" hätte. Da die Tante „sehr lebhaft" genannt und sichtlich mit Humor geschildert wird, verschiebt sich alles ins Unkontrollierbar-Subjektive. Mit wie viel Recht die Tante in das Kind vernarrt war, bleibt unentschieden. Goethe will also sagen: als kleines Kind bin ich offenbar ein hübscher Kerl gewesen, eine lebhafte Tante war besonders von mir entzückt. Das ist alles. Der Mutter über des Kindes Schönheit etwas in den Mund zu legen, wird vermieden. Vollends aber wird diese einzige Stelle entkräftet dadurch, daß Goethe sie im Zusammenhang mit den „Blattern" erwähnt und den Umstand, daß er offenbar einmal hübsch war, nur für eine Zeit erwähnt, in der er es nicht mehr ist. Die lebhafte Tante bedauert es selber, daß das Kind nun so „garstig" geworden ist [26, 53]. Goethe spricht also nur andeutungsweise von seiner einstigen Schönheit, indem er von seiner jetzigen Häßlichkeit spricht. Solche genialen Kunstgriffe (aus dem Unbehagen erzeugt, sich selber loben zu müssen) gibt es in D. u. W. viele. Doch fühlt man hier schon deutlich Goethes Bestreben, nichts als etwas Außerordentliches und Ungewöhnliches zu schildern, sondern durch die Einordnung der kindlichen Erlebnisse und Zustände in das

*) D. u. W. zitiert nach der Weimarer Ausgabe, Band 26 und 27; „26" oder „27" bedeuten also immer D. u. W.

Alltägliche und Uebliche eine schlicht-menschliche Färbung und damit erst die notwendige Ueberzeugungskraft zu erreichen, die den phantastischen Uebertreibungen Bettinas fehlen.

Wenn Goethe 26, 100 berichtet, daß er als Kind „auch in meinem Aeußern" eine „gewisse Würde" zur Schau getragen hätte, die „ich mir herausnahm", so ist es wieder mehr der Charakter, der sich nur nach außen spiegelt.

In A. wird von der Schönheit des Kindes oder sonst von seinem Aeußeren nichts gesagt.

In M. e. K. wiederholt Bettina die angeführten Stellen aus O., vergißt aber auch nicht zu erwähnen, daß schon Goethes Vater „ein schöner Mann" war [M. e. K. 522].*)

Höchst verräterisch aber sagt sie an anderer Stelle und in anderem Zusammenhang: „. . . ich neigte mich vor dem Gefühl der Schönheit und überlegte nicht, ob es äußerlich war oder innen" [M. e. K. IV 74].

§ 5.

Geistig-intellektuelle Fähigkeiten des Kindes.

Auch von den geistig-intellektuellen Fähigkeiten des Kindes sagt M. — nichts. Denn, daß die Sehnsucht, Rom zu sehen, schon von Kindheit auf in Wolfgang Goethe gewesen sei, wird man kaum hierher rechnen wollen. Dennoch seien die Stellen angeführt. „Es war von Jugend auf sein Tagesgedanke, nachts sein Traum" [M. I, 159 — an Frau v. Stein]; „. . . von früher Jugend an war der Gedanke, Rom zu sehen, in seine Seele geprägt" [I, 161 an Anna Amalie]; „. . . mit ganzem Herzen und ganzer Seele" habe er schon als Kind an dieser fremden Welt gehangen [I, 163 an Fritz v. Stein]. Die Art, sich auszudrücken, beweist deutlich, daß auch die Mutter schon vom „großen" Goethe, der in Italien den vielleicht bedeutendsten Umschwung seines Lebens erfuhr, zurück konstruiert in die Kindheit hinein: die Sehnsucht nach Italien hat etwas Bewußtes und wird dementsprechend auch als etwas Auszeichnendes und für das Kind Charakteristisches behandelt.

Sonst aber weiß die Mutter von den geistigen Eigenschaften Wolfgangs nichts zu sagen.

Auch in O. äußern sich die Entzückungen über die geistigen Fähigkeiten des Kindes noch verhältnismäßig bescheiden: der Gedanke

*) Wenn M. e. K. ohne Bandzahl zitiert wird, ist stets Band III gemeint.

an den Briefempfänger legt Zurückhaltung auf. Dabei ist es bezeichnend, daß unbewußt von den Jahren, an die Goethe sich selber noch erinnern konnte, fast nichts erzählt wird. Nur daß er „Lektionen und Geschichtchen" für den jüngeren Bruder gesammelt habe; also ein pädagogischer Trieb, der angedeutet wird [O. 192]. Und aus dem 8. Jahr eine ganz einfache und sehr überzeugende Geschichte: „Kein Spielwerk konnte ihn mehr fesseln als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er bayerische Halbgulden stundenlang hin- und herzählte, damals war er 7 Jahre alt" [O. 192]. Also eine eintönige, äußerlich stumpfsinnige Beschäftigung, wie man sie gerade bei phantasiebegabten Kindern so oft beobachtet: die Gedanken gehen dabei träumerisch und ungeordnet ganz andere Wege. Die Beschäftigung der Hände und der Augen ist nur wie ein Schutz vor der Außenwelt, die störend in die Träumereien des Kindes eingreifen möchte. In der Tat kommt man der schlichten Wirklichkeit dieses Kinderlebens vielleicht nirgends so nahe wie in diesen nüchternen Zeilen. Und gerade hier wird das Kind nicht mit Bewunderung, sondern mit Humor gesehen — wie man eben dem für die Erwachsenen so oft närrischen Gebahren der Kinder zuschaut. Das komisch übertreibende „stundenlang" scheint sich noch ganz aus den lebendigen Erinnerungen der Mutter herzuschreiben. Auch das „7 Jahre alt" zeugt für die Echtheit: weniger phantasiebegabte Kinder sind in diesem Alter über solche mechanische Beschäftigungen schon hinaus. — Doppelt interessant, dann später zu beobachten, daß Bettina die prachtvolle Echtheit dieser kleinen Stelle selber gar nicht fühlt. Sie gibt sie also unverändert echt wieder und vermeidet — mit Rücksicht auf den Briefempfänger — jede Ausschmückung.

Viel unbekümmerter fabuliert sie von der frühesten Kindheit. Wenn sie sagt „drei Tage bedachtest Du Dich, eh Du ans Weltlicht kamst" [O. 187] — so scheint das nur ein anderer Ausdruck zu sein für: drei Tage dauerte es oder dergl. Aber aus der späteren Fassung, die dann zu vergleichen ist, ergibt sich deutlich, daß dennoch die Wahl des Ausdrucks (drei Tage bedachtest Du Dich . .) nicht zufällig ist. Noch drückt Bettina sich sehr vorsichtig aus und doch, unbewußt, ist sie schon geneigt, selbst dem Kind im Mutterleib eine Art Ueberlegung und Be-denklichkeit zuzutrauen. Ganz ähnlich, wenn sie die Mutter erzählen läßt, das Kind habe die Amme vorgezogen und es hätte sich dann erst erwiesen, daß sie, die Mutter, „keine Milch hatte" . . . „so merkten wir bald, daß er gescheuter gewesen war, wie wir alle, da er nicht an mir trinken wollte" [O. 188].

Eine andere — glaubhaft und einfach klingende — Geschichte ist wieder nur interessant wegen der Auffrisierung, die sie später erfährt: „ . . . wie er schon mit 9 Wochen ängstliche Träume gehabt, wie er allerlei sonderbare Gesichter geschnitten, und wenn er aufgewacht, in ein sehr betrübtes Weinen verfallen, oft auch sehr heftig geschrieen hat, so daß ihm der Atem ausging, und die Eltern für sein Leben besorgt waren; sie schafften eine Schelle an; wenn sie merkten, daß er im Schlaf unruhig ward, schellten und rasselten sie heftig durcheinander, damit er bei dem Aufwachen gleich den Traum vergessen möge. Als ihn einst die Tante auf dem Arm hatte, fiel er plötzlich auf ihr Gesicht mit dem seinigen, und geriet dadurch so außer sich, daß ihm der Vater stets [sic!] Luft einblasen mußte, damit er nur nicht erstickte" [D. 190].

Bezeichnend aber vor allem für Bettinas Auffassung ist es, daß das Kind nicht nur schön ist, wie wir vorhin gesehen haben, sondern in frühester Zeit schon ein Schönheitsgefühl entwickelt, das zu lebendiger Aktivität kommt. „Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er plötzlich zu weinen an, da man ihn nach der Ursache fragte, schrie er: Das schwarze Kind kann ich nicht leiden, das soll hinaus, er hörte auch nicht auf, bis er nach Hause kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart, er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit. Damals war er 3 Jahr alt." [D. 191.]

Goethe selbst erzählt von seiner geistigen Entwicklung natürlich sehr viel. Dennoch werden die Geschichtchen Bettinens alle gestrichen! Die Erzählung von der Geburt findet man auf das Nüchtern-Tatsächliche reduziert: „ . . . durch die Ungeschicklichkeit der Hebamme kam ich für tot auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte" [26, 11]. Ueber die Passivität des neuen Weltbürgers bleibt also kein Zweifel!

Die Sehnsucht nach Italien, von der zweimal gesprochen wird, hat dennoch nichts von dem Aggressiv-Bewußten wie in M.*) Goethe sagt: „Innerhalb des Hauses zog meinen Blick am meisten eine Reihe römischer Prospekte auf sich . . . Hier sah ich täglich die Piazza del Popolo, den Petersplatz . . . Diese Gestalten drückten sich tief

*) Die Harmonie von Goethes Mutter und Bettina im Sinn einer schwärmerischen Uebertreibung ist also schon hier ganz deutlich. Uebrigens hat Bettina das selber einmal ausgezeichnet zum Ausdruck gebracht. Sie sagt von Frau Aja: sie „bleibt bei der Wahrheit aber mit so freudigen Ausrufungszeichen, daß man wunder denkt, was passiert ist" [M. e. K. 38]. Bettina selber geht dann noch entsprechend weiter und „bleibt" nicht immer bei der Wahrheit.

bei mir ein" [26, 17]. Und wenn der Vater lebhaft von Neapel erzählt, „. . . so erzeugte sich in uns Kindern der leidenschaftliche Wunsch, auch dieser Paradiese teilhaftig zu werden" [26, 47]. Also empfangene Eindrücke (passiv) und kindliche Wünsche, die in keiner Weise über das Gewöhnliche hinaus gehen, zumal sie durch den Plural („uns Kindern") als das relativ Normale charakterisiert werden.

Selbst der Eindruck des Puppenspiels wird zuerst einem Plural gegenüber geschildert: das Schauspiel habe die „jungen Gemüter mit Gewalt an sich" gezogen. Doch: „besonders auf den Knaben" habe es einen „sehr starken Eindruck" gemacht, „der in eine große langdauernde Wirkung nachklang" [26, 19]. Selbst hier, im eigentlichen Element seines späteren Lebens, erlebt also das Kind zunächst, was alle anderen Kinder auch erleben, — erlebt es aber doch intensiver als sie.

Denn die rhetorisch-sprachlich-phantasiemäßige Begabung wird am stärksten betont und stets durch das „ich" charakterisiert. Ein Beweis dafür, daß Goethe das Ich und damit die auszeichnende Auffassung nicht unterdrückt, wenn es am Platz ist. „In rhetorischen Dingen . . . tat es mir niemand zuvor . . ." [26, 46]. „Was in dem Begriff einer Sache lag" hat sich „mir" schnell entwickelt [26, 46]. „Die Sprachformen und Wendungen faßte ich leicht" [26, 46]. Für alte und neue Sprachen gilt es, „. . . daß ich leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent, den Ton und was sonst von äußeren Eigentümlichkeiten fassen konnte" [26, 141]. Niemals wird in solchen Zusammenhängen per „wir" gesprochen. Das Sprachlich-Phantasiemäßige kommt denn auch am frühesten zu Aktivität. Die „Reim-Wut" (ein freilich ganz allgemeines Bildungselement der damaligen Zeit) ergreift ihn immerhin „früher" als die Kameraden und es war „meinem Naturell gemäß", die Eindrücke zu „kunstmäßigen Darstellungen" zu „verarbeiten" [26, 77]. Eng hängt damit zusammen „eine Lust mich zu verkleiden . .", die selbst durch den ernsten Vater schon „von Jugend auf" in ihm „erregt" wurde [27, 348]. Hierher gehört es ferner, daß das Kind „an der untergehenden Sonne" sich „nicht satt genug sehen" kann [26, 16], daß der im Sonnenschein blinkende Turmhahn „immer eine erfreuliche Empfindung" macht [26, 22].

Ebenso wird mit einer gewissen Auszeichnung die Neigung zum Historischen betont. „Eine gewisse Neigung zum Altertümlichen setzte sich bei dem Knaben fest" [26, 24]. „Mit vieler Begierde" vernimmt er „die Geschichte der . . . Krönungen . . ." [26, 29]. Also wieder

passives Empfangen; doch geschieht dieses „Ergreifen" infolge der „angeborenen Gaben" [26, 45] sehr schnell, das Empfangene wird verarbeitet und festgehalten [26, 45], so daß der Knabe z. B. „gleich zu sagen" weiß, was „ein historisches Bild vorstelle . . ." [26, 139].

Auch dem Menschlich-Lebendigen gegenüber kommt eine fühlbare Aktivität zum Vorschein. Die Neigung, sich „in die Zustände anderer zu finden" ist ihm „angeboren" [26, 238] und erregt eine „Lust, bloß menschliche Zustände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weiteren Anspruch auf Interesse oder Schönheit, zu erfassen" [26, 24]. Theoretisches Interesse wird also ausdrücklich negiert. Es war nur „eine stets geschäftige Einbildungskraft" [26, 221], „eine unbezwinglich tätige Neugierde" [26, 30], eine „unruhige Wißbegierde" [27, 38] und ein „Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge" [26, 187]. Seine „jugendliche Neugierde ließ nichts ungesehen und ununtersucht" [26, 140]. So „pflegt sich . . . die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren, wie solche Dinge zusammenhängen" eben zu äußern [26, 187]. Das dürfe man den „Kindern" nicht „verdenken" [26, 187]. Also abermals, wie beim Theaterspiel, eine gewisse Auszeichnung durch das Ich und doch zugleich Verallgemeinerung durch Bezug auf „die" Kinder: wie es eben bei Kindern zu sein „pflegt".

Auch wird nicht verfehlt, von diesen allgemeinen kindlichen Eigenschaften und Trieben auch das Negative zu betonen, um den Eindruck, als ob das alles irgendwie etwas Besonderes sei, zu verwischen. Von „kindischer Lebhaftigkeit" und „Zudringlichkeit" [26, 203] wird gesprochen, von „unruhiger Wißbegierde" [27, 38], von „Anmaßungen" [26, 75] und von „Frühzeitigkeiten" [26, 47], welch letztere zwar nur bei begabten Kindern zum Vorschein kommen, aber doch nicht eben bei ihm, Wolfgang Goethe, allein. Vielmehr hat er sie „gemein" [26, 47] mit all jenen Kindern, „die dadurch einen frühen Ruf erlangt haben".

In A. übernimmt Goethe nichts als die Erzählung Bettinens, wonach er „Lektionen und Geschichtchen" für den Bruder gesammelt habe [A. 29, 234].*)

In M. e. K. feiert nun Bettinas Phantasie erst ihre wahren Triumphe. Schon in der Erzählung von der Geburt. Zu vergleichen W. VI 101, wo Bettina Goethes Mutter sagen läßt: „Ich hab's im Mutterleib schon gespürt, was aus meinem Kind wird werden . . .". Und W. VI 102: „Und vom ersten Augenblick, da er geboren war, ist mir über alle Dinge ein ander Licht aufgegangen . . .". Schon

*) Weimarer Ausgabe.

in O. hat sich das Kind drei Tage „bedacht" ehe es ans Weltlicht kommt. Nun bestätigt sich uns, daß dieses Sichbedenken in der Tat etwas von bewußter Aktivität haben soll: „Aus Zorn, daß Dich die Not aus dem eingeborenen Wohnort trieb und durch die Mißhandlung der Amme kamst Du ganz schwarz und ohne Lebenszeichen" [M. e. K. 492]. Bettina übernimmt also nun ihrerseits aus D. u. W. [26, 11] und fügt der sehr realistischen „Ungeschicklichkeit der Hebamme" den „Zorn" des Kindes hinzu. Noch immer könnte man meinen, daß das nur eine Art von humoristischer Ausdrucksweise sei. Aber die (unbewußte) Tendenz Bettinens enthüllt sich immer deutlicher.

Daß das Kind „schon mit 9 Wochen ängstliche Träume gehabt" ist M. e. K. 497 gleich O. 190. Wenn aber jetzt, in der neuen Fassung, „Großmutter und Großvater, Mutter und Vater und die Amme um seine Wiege gestanden und lauschten", so bedeutet das schon eine barocke Belebung des Schauplatzes. Aber noch mehr. In O. 190 hat das Kind „allerlei sonderbare Gesichter geschnitten". Bettina fühlt, daß das nicht eben etwas Auszeichnendes ist und streicht es in M. e. K. weg. Statt dessen „lauschten" die Eltern und Großeltern „welche heftige Bewegungen sich in seinen Mienen zeigten" [M. e. K. 497]. In O. 190 hat eine „Tante" das Kind auf dem Arm. „Plötzlich" fiel der kleine Wolfgang „auf ihr Gesicht mit dem seinigen und geriet dadurch so außer sich, daß ihm der Vater stets Luft einblasen mußte, damit er nur nicht ersticke". Also die rein biologische Angst eines kleinen Lebewesens vor Umfallen, Ersticken und dergl. In M. e. K. 497 heißt es statt dessen: „einmal hatte der Vater ihn auf dem Arm und ließ ihn in den Mond sehen, da fiel er plötzlich wie von etwas erschüttert zurück und geriet so außer sich, daß ihm der Vater Luft einblasen mußte, damit er nicht ersticke". Die Erstickungsangst wird also beibehalten, obwohl jeder physiologische Anlaß fehlt, sodaß jetzt — auf dem Umweg über eine innere, also doch wohl psychologische (!) „Erschütterung" des Kindes — alles veranlaßt wird durch den Mond, den Bettina hinzuerfindet. Aber damit eben soll die Sensibilität des Kindes bezeugt werden: schon als man ihn noch auf dem Arm trug, vermochte eine Naturerscheinung einen so großen Eindruck auf ihn zu machen usw. usw. . . .*)

*) Wie sehr Bettina ihre eigenen höchst subjektiven Empfindungen in Goethes Leben hineinträgt, fühlt man beim Vergleich mit M. e. K. IV. 78/79, wo die Klosterschülerin Bettina das Mondlicht als Offenbarung des „Lebensgeistes" usw. zu erfahren sich einredet.

Auch die Erzählung D. 192, nach der der siebenjährige Wolfgang auf dem Zahlbrett seines Vaters „bayerische Halbgulden stundenlang hin und her zählte" wird jetzt romantisch aufgeputzt. Bettina fühlt nicht, wie echt diese einfache Schilderung ist. Abermals bemüht sie den Kosmos; wie eben den Mond, so jetzt die Sterne. Billiger kann es ihre Begeisterung nicht tun. Sie erinnert sich der ersten Zeilen von D. u. W., wo Goethe die Konstellation bei seiner Geburt erwähnt. Sie weiß nicht, oder will es nicht wissen, daß Goethe mit feinem Humor althergebrachte Formeln der Selbst-Biographien nachahmt, in denen selbst einfache Leute — etwa der Barbier Johann Dietz — die Stunde ihrer Geburt mit den Sternen verknüpfen. Bettina sagt: „Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden haben, hier mußte die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche tun, um seinen Forschungen Genüge zu leisten, und so hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein würden; kein Spielwerk konnte ihn nun mehr fesseln als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Zahlpfennigen die Stellung der Gestirne nachahmte, wie er sie gesehen hatte . . ." [M. e. K. 499]. Charakteristisch für Bettina ist es, daß die konkreten „bayerischen Halbgulden" zu ausdruckslosen „Zahlpfennigen" verblassen: je mehr etwas an den Alltag erinnert, desto weniger paßt es zu „ihrem" Goethe. Man beachte auch die plumpe äußere Verknüpfung durch das „nun" („. . . kein Spielwerk konnte ihn nun mehr fesseln als . ."). „. . . er stellte dieses Zahlbrett an sein Bett und glaubte sich dadurch dem Einfluß seiner günstigen Sterne näher gerückt" [M. e. K. 499]. Die weitere phantasievolle Ausschmückung wird uns später beschäftigen: sie gehört der Charakterschilderung an.

Die Geschichte von dem „häßlichen" Kind und dem Schönheitsgefühl des Dreijährigen wird, von winzigen formalen Redaktionen abgesehen, in M. e. K. 498 nach D. 191 wiederholt.

Auch die „Lektionen und Geschichtchen" für den jüngeren Bruder werden M. e. K. 499/500 ohne wesentliche Aenderung wiederholt. (Dazu schon M. e. K. 65, daß er „. . . mit seinem Bruder Jakob so schön gespielt hat und hat ihm Geschichtchen gemacht . . ."). Auch wird erzählt, daß er selber „nicht ermüdete, zuzuhören" [M. e. K. 500], wenn die Mutter Märchen erzählte, daß er sie vielmehr fast „verschlang" [500] mit seinen Augen und „Feuer und Flamme" war [M. e. K. 501].

§ 6.

Charakter und inneres Wesen des Kindes.

Auch in Bezug auf Charakter und Wesen des Kindes ist M. von einer beinahe unglaubhaften Dürftigkeit. Auf den rund 500 Druckseiten, die die Briefe der Mutter füllen, findet man nur eine einzige Stelle, die etwas zum Charakter Wolfgangs sagt. Und selbst die ist nur die Wiedergabe eines fremden Ausspruchs, der aber der Frau Aja mit aller Lebhaftigkeit im Gedächtnis blieb. Am 17. November 1786 schreibt die Mutter an Goethe: „Deine übrigen Freunde sind alle noch, die sie waren, keiner hat so Riesenschritte wie du gemacht (wir waren aber auch immer die Lakaien, sagte einmal der verstorbene Max Moors) . . .“ [M. I. 158]. Max Moors, der Schulkamerad Goethes, hat besonders in der Zeit kurz vor Leipzig viel mit Goethe verkehrt. Die 14- oder 15jährigen Buben, die Sonntags regelmäßig zusammenkamen und sich gegenseitig Vorträge hielten [Morris, d. j. G. VI. 15], hatten also zuweilen den Eindruck, als ob sie Goethes Lakaien seien: so gut verstand er es, seinen Willen durchzusetzen, sein Wesen zu behaupten.

O. ist in Bezug auf Charakterschilderung äußerst zurückhaltend. Gewiß darf man das — dem Briefempfänger gegenüber — wieder als unbewußte Vorsicht deuten. Bettina glaubt wirklich nur wiederzugeben, was sie von Goethes Mutter gehört hat.

Wie kindlich und überzeugend klingt es, wenn sie die Mutter erzählen läßt: „Zu der kleinen Schwester Cornelie hatte er, da sie noch in der Wiege lag, schon die zärtlichste Zuneigung, er steckte heimlich Brot in die Tasche, und stopfte es dem Kind in den Mund, wenn es schrie. Wollte man es wieder nehmen, so ward er gewaltig zornig, kletterte an den Leuten hinauf und raufte ihnen die Haare aus, er war überhaupt vielmehr zum Zürnen wie zum Weinen zu bringen“ [O. 191]. Also ein böser Bub wie andere auch: eifersüchtig, angriffslustig, zornig, nicht wehleidig.

Nicht minder anspruchslos und kindlich echt klingt in O. 191 die aus D. u. W. bekannte Geschichte vom Zerbrechen des Geschirrs. Die Küche, wird erzählt, habe auf die Straße zu gelegen. „. . . an einem Sonntag-Morgen, da alles in der Kirche war, geriet der kleine Wolfgang hinein, erwischte ein Geschirr und warfs zum Fenster hinaus, das Rappeln freute ihn gar sehr, die Nachbarn hatten auch ihre Freude dran, nun warf er in größter Eil alles, was er langen konnte, hinaus, wie er bald fertig war, kam die Mutter dazu, und

lachte mit". Mit dieser mutwilligen Keckheit stimmt es überein, daß sein „Mutwill" ihn „allen gefährlich machte" und ihn „über alle Gefahr hinweghob" [O. 189] und daß er oft mit „mutwilligem Lachen" sich über die Mutter (und andere Erwachsene) ausläßt [O. 9], wie Bettina einmal an Achim von Arnim schreibt. Zugleich eine Bestätigung des Ueberlegenheitsgefühls, wie es uns eben in M. begegnet ist: wir waren immer seine Lakaien. Zu vergleichen auch W. VI. 84., wo erzählt wird, daß Wolfgang und Cornelia samt ihren Spielkameraden die „tollsten halsbrechenden Gefährlichkeiten" verübten.

Die gravitätische Haltung und die Sorgfalt in der Kleidung ergänzen diesen Zug nach außen hin. „In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen . . ." [O. 203] erzählt die Mutter aus späterer Zeit — aus der Zeit kurz vor Leipzig. Der Bericht, obwohl mit viel humoristischer Uebertreibung („täglich 3 Toiletten"), behält dennoch den Charakter des Echten. Nicht nur des humoristischen Tons wegen, sondern durch die Verbindung mit negativen Eigenschaften. „Kam ich nun am andern Tag hinein, da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefel auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andere dort . . ." [O. 204]. Damit wird deutlich, daß die Eigenheit in der Kleidung nicht etwa hervorragendem Ordnungssinn entspringt, sondern einer Eitelkeit und einem Ueberlegenheitsgefühl, das, auf ganz anderen inneren Eigenschaften fußend, sich nach außen darstellt.

Ebenso die gravitätische Haltung, die schon in früher Schulzeit sich bemerkbar macht. „Einmal stand jemand am Fenster bei Deiner Mutter, da Du eben über die Straße herkamst mit mehreren andern Knaben, sie bemerkten, daß Du sehr gravitätisch einherschrittest, und hielten Dir vor, daß Du Dich mit Deinem Gradehalten sehr sonderbar von den anderen Knaben auszeichnetest" [O. 203]. Wenn es dann weiter heißt: „Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest Du, und später werd ich mich mit noch allerlei auszeichnen", so erkennt man deutlich Bettina in diesen Worten, so sehr haben sie den Charakter sinnloser Uebertreibung an sich (es ist sinnlos, ein 7- oder 8-jähriges Kind durch solche unkindlichen und maniriert-affektierten Worte auszeichnen zu wollen). Dennoch ist die Aeußerung, ihrem Gehalt nach, nicht unmöglich; es müssen irgendwelche (irgendwie anders gefärbte) Worte von Goethes Mutter selber dahinterstecken: Bettina hätte sonst nicht den Mut gehabt, die Aeußerung mit gutem Gewissen an Goethe zu berichten. „. . . und das ist wahr geworden, sagte die Mutter" [O. 203].

Ganz kindlich klingt wieder die Erzählung vom Tod des Brüderchens, die weit mehr vom Charakter des Kindes aussagt als (siehe oben) von seinen intellektuellen Eigenschaften. „Sonderbar fiel es der Mutter auf, daß er bei dem Tod seines jungen Bruders Jakob, der sein Spielkamerad war, keine Träne vergoß, er schien viel mehr eine Art Aerger über die Klagen der Eltern und Geschwister zu haben . . ." [O. 192]. Sollte Bettina, wie man im Unterton zu erkennen meint, auch dies als etwas Auszeichnendes ansehen, so bleibt doch der echte Kern des Geschehens deutlich gewahrt. Ein 10-jähriges Kind, das von der Bedeutung des Todes noch keinen Begriff hat, sondern egozentrisch weiterlebt, als ob sich nichts Wesentliches ereignet hätte. „. . da die Mutter nun 8 Tage nachher den Trotzigen fragte: ob er den Bruder nicht lieb gehabt habe, lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bett hervor eine Menge Papier, die mit Lektionen und Geschichtchen beschrieben waren, er sagte ihr, daß er dies alles gemacht habe, um es dem Bruder zu lehren" [O. 192]. Hier ist es schon schwerer, den Kern des wirklich Geschehenen und Empfundenen herauszustellen. Den „pädagogischen Trieb", dessen Aeußerung durchaus im Bereich des Möglichen bleibt, haben wir schon erwähnt. Daneben — vielleicht — kindliche Verlegenheit, dem dunklen Ereignis und der Mutter gegenüber, sodaß der Knabe unwillkürlich nach einer Ablenkung sucht. Vielleicht aber auch zugleich (und natürlich ganz unbewußt) echt kindliche List, die die Mutter versöhnen und die Liebe zum Brüderchen beweisen will, wobei die eigene Freude an den Lektionen und Geschichtchen gefühlsmäßig schlau unterschlagen wird. Jedenfalls also auch hier, in Bezug auf den Charakter, nichts Ungewöhnliches.

Nur einmal also [O. 203, siehe oben] bleibt in O. der Charakter einer sehr vorsichtigen und infolgedessen verhältnismäßig zuverlässigen Quelle nicht gewahrt. Nur einmal schießt die phantasievolle Begeisterung Bettinas über das Ziel hinaus – dennoch vermutlich im Anschluß an eine ähnliche Aeußerung der Mutter.

Diese eine Stelle wird zwar, wie wir sehen werden, in A. notiert, aber (A. ist ja fast nichts als eine Abschrift nach Bettina) gewiß nicht in der Absicht, beibehalten zu werden; in O. u. W. bleibt sie weg. Wenn Goethe 26, 257 erzählt, er habe zwar „auch wohl im Sinne" gehabt, „etwas Außerordentliches hervorzubringen" — so gilt das nicht nur für eine spätere Zeit, sondern wird auch durch heitere Selbstironie gleich wieder korrigiert: „worin es [das Außerordentliche] aber bestehen könne, wollte mir nicht deutlich werden . . ." [26, 257]. An einen Zusammenhang mit Bettina ist nicht zu denken.

Die „gravitätische" Haltung bei Bettina [O. 203] erscheint als eine „gewisse Würde", die Wolfgang Goethe „auch in meinem Aeußern . . ." sich „herausnahm" [26, 100]. Hier ist der Zusammenhang mit Bettina deutlich. Wieder aber bedeutet nicht nur das pädagogisch-kritische „sich heraus nehmen" eine Abschwächung ins Heitere, es wird auch betont, daß man „oft freundlich, oft [aber] auch spöttisch" über diesen Charakterzug gesprochen habe — so daß selbst „der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt betrachtete" [26, 100] und der eben auch „in meinem Aeußern" sich zeigte, von der heiteren Auffassung im Sinn eines kindlichen Sich-Wichtigmachens heller gefärbt wird.

Im Uebrigen gibt es in D. u. W., in Bezug auf das innere Wesen des Kindes, nicht eine einzige Stelle, bei der man eine Beziehung zu O. auch nur mutmaßen könnte.

Und selbst von den novellistisch abgerundeten Anekdoten Bettinas wird nur eine einzige übernommen: die vom zerbrochenen Küchengeschirr. Das Anspruchslose und Kindlich-Echte, das wir der Erzählung in O. zuerkennen mußten, wird gewahrt. Nur wird alles breiter ausgesponnen und konkreter gemacht, welch letzteres nicht immer im Sinn des wirklichen Geschehens sein muß*). Für uns kommt allein in Betracht, daß durch die breit geschilderte Teilnahme der „Nachbarn" [O.], die jetzt „Die von Ochsenstein" [26, 13] sind, und vor allem dadurch, daß es sich nicht nur um die großen Geschirre der mütterlichen Küche handelt, abermals eine psychologische Abschwächung erreicht wird. Das Kind wirft zunächst nur die eigenen kleinen Spielsachen „Schüsselchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaster" und wird erst durch die Rufe und das Lachen Derer von Ochsenstein verleitet, auch noch in die Küche zu laufen und „die irdenen Teller" zu holen [26, 14]. Vielleicht war der alte Goethe — ganz im Sinn der Kritik, die man an D. u. W. zu üben pflegt, — sich nur der kunstvollen Ausschmückung und der wohl berechneten dramatischen Aufmachung bewußt. Trotzdem wird die Darstellung wie von selbst innerlich einfacher und psychologisch verständlicher: ein spielendes Kind wie tausend andere auch. Es wird wohl auch wirklichkeitsgetreuer sein, wenn „später jemand erschien", um „zu

*) Wie sehr der quellenmäßige Wert von D. u. W. durch mehrere Erwägungen abgeschwächt, ja oft geradezu vernichtet wird, ist längst bekannt und steht hier nicht zu Worte. Interessant ist es, die Auffassung der Psychoanalyse zu vergleichen in Sigm. Freud „Psychoanalytische Studien an Werken der Dichtung und Kunst" Leipz. 1924. S. 87 ff.

hindern und zu wehren" — als wenn die Mutter dazu kommt und — mitlacht [D. 191].

Auch sonst spürt man in D. u. W. immer wieder das Bestreben, trotz aller außerordentlichen Veranlagung, die selbstverständlich im Kind sich ankündigt, alles gewissermaßen anzugleichen an und auszugleichen durch allgemein kindliche Züge, die nur typisch gewertet werden wollen. Wieder erreicht das Goethe, indem er möglichst viel nicht von sich, sondern von „den" Kindern spricht und indem er die positiven Eigenschaften durch negative neutralisiert.

„Man" verliert sich in die alte Gewerbsstadt [26, 22]. „Uns" unterhielt die Ankunft der Marktschiffe [26, 22]. „Die Buden des sogenannten Pfarreisens waren uns Kindern sehr bedeutend" [26, 23] u. s. w. Sobald aber die Erinnerung persönlicher wird und an konkrete Erlebnisse individueller Art anknüpft, stellt sich das Ich ein. „Nur selten aber mochte man sich über den . . . Marktplatz hindrängen . . . So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entsetzen vor den daran stoßenden engen und häßlichen Fleischbänken geflohen bin" [26, 23]. Hier spricht aus dem Ich deutlich das Nachgefühl eines nicht ungewöhnlichen, aber immerhin individuell gewerteten Empfindens.

Dagegen wird „unsere Genäschigkeit" und „unsere Gierigkeit" [26, 55] nach Obst oder gar Süßigkeiten nie durch ein Ich bezeichnet. Das Kind teilt die Freude aller Kinder am „Süßholz" [26, 60] und an feineren „Leckereien" [26, 135]. Aber bei all den „Süßigkeiten" [26, 158] und „Zuckergeschenken" [26, 164] wird ausnahmslos im Plural gesprochen: wir Kinder u. dergl.

Auch die Neugierde „an militärischen und öffentlichen Dingen" ist selbstverständlich „unsere" Neugierde [26, 136]. — Ja selbst die Freude am Puppentheater, wie wir schon gesehen haben, zieht ganz allgemein „die jungen Gemüter mit Gewalt an sich" [26, 19]. Hier aber schließt sich unmittelbar die Wendung zum Ich an: „besonders auf den Knaben machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine große langdauernde Wirkung nachklang". Daß diese „große langdauernde Wirkung" aus der Kenntnis des 60-jährigen Memoirenschreibers resultiert, ist selbstverständlich. Der „sehr starke Eindruck" dagegen wird zwar seiner Wesensart nach von allen Kindern geteilt, zeichnet aber in seiner Intensität „den Knaben" aus — wie es in der Wirklichkeit dieses Kinderlebens nicht anders denkbar ist.

Was also bei den intellektuellen Fähigkeiten des Kindes schon nicht bezweifelt werden konnte, bestätigt sich auch für sein inneres

Wesen: leidenschaftliche Hingabe an Erlebnisse aus dem Phantasiebereich. Inmitten der Stadtbeschreibung mit den vielen „man" und „wir" und „uns" stellt sich (wie bei den häßlichen Fleischbänken) unwillkürlich das Ich ein, wenn die Phantasie träumerisch angeregt wird. „Der schöne Fluß . . . zog meine Blicke nach sich; und wenn auf dem Brückenkreuz der goldene Hahn im Sonnenschein glänzte, so war es mir immer eine erfreuliche Empfindung" [26, 22].

Stärker noch wird dieses Träumerische charakterisiert in der Schilderung jenes Zimmers im zweiten Stock, das an der Rückseite des Hauses lag. „Dort war, wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht trauriger aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle sah man in eine schöne fruchtbare Ebene . . . Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lektionen, wartete die Gewitter ab, und konnte mich an der untergehenden Sonne . . . nicht satt genug sehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergetzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte: so erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das, dem von der Natur in mich gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte" [26, 15/16].

Auch hier wird selbstverständlich — und ohne Verschleierung — das Resultat eines ganzen Menschenlebens gezogen. Aber das „Gefühl der Einsamkeit", die „Sehnsucht" des Kindes und das „Ernste und Ahnungsvolle", das „von der Natur" schon in das Kind gelegt ist, das alles wird, bei aller Auszeichnung, die es bedeutet, doch so schlicht-verhalten und so einfach-menschlich gegeben, daß es für manches andere träumerische Kind seine Geltung behält. Weder der „Hang zum Nachdenken" [26, 53] noch die „stets geschäftige Einbildungskraft" [26, 221], obwohl sie „früher" [26, 48] technisch angewandt wird und mit besonderer Leichtigkeit gestaltend sich auswirkt, bedeutet (und vollends für ein Kind der Rokokozeit) etwas sehr Auffallendes. Ebenso steht die „Neigung zum Altertümlichen" [26, 24], die schon berührt wurde, zwischen Allgemeinheit und Besonderheit unaufdringlich in der Mitte. — Auch der Trieb, Menschen zu beobachten und menschliche Zustände zu erfassen, verläßt in keiner Weise den Bezirk typischer Kindlichkeit. In einer Fabrik „ergötzt" ihn nicht nur die „Mannigfaltigkeit" [26, 245] der Erzeugnisse, auch „die Beschäftigung so vieler Menschen . . . war für mich höchst anziehend . ." [26, 245]. Von welchem auch

nur einigermaßen aufgeweckten Kind dürfte man nicht dasselbe sagen? — Es ist ganz allgemein kindliche „unbezwinglich tätige Neugierde" [26, 30].

Es gehört Goethes ganze Kunst dazu, dennoch — obwohl ohne Aufdringlichkeit und Unbescheidenheit — den Eindruck des Außergewöhnlichen zu erwecken und eine Vorstellung davon zu geben, wie dieses Menschenleben aus dieser Kindheit sich entwickeln mußte. Denn das Nebeneinander und Miteinander des Einsam-Träumerischen und des Weltzugewandten erzeugt, ohne daß es besonders formuliert wird, die Vorstellung von etwas Außerordentlichem. Winzige Verbindungspartikel genügen, um das anzudeuten: „. . wobei noch eine andere Lust . . sich hervortat" [26, 24].

So gesellt sich denn auch — gegensätzlich und doch verbunden — zu Weltbetrachtung und Phantasiegestaltung noch ein Drittes: das Religiöse. Schon in der Neigung, mit Menschen zusammen zu sein, klingt es an: „. . . da es mir angeboren war, mich in die Zustände anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran Teil zu nehmen . . ." [26, 238].

Die Geschichte vom Erdbeben in Lissabon wurde Goethe nicht von Bettina übermittelt. Aus eigener Erinnerung erzählt er so einfach wie möglich: „Der Knabe . . war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, . . . hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen . . ." [26, 23]. Also nichts als das naive Kopfschütteln eines logisch denkenden Kindes über die Ungerechtigkeit Gottes. Und nur die Intensität des Erlebens — wie beim Puppentheater — geht über das Gewöhnliche hinaus, denn immerhin wird „die Gemütsruhe des Knaben zum erstenmal im tiefsten erschüttert" [26, 41]. Ein Hagelwetter, das die Fensterscheiben zertrümmert, ist dagegen „fürchterlich" für „die Kinder" und bringt es keineswegs zum Ich-Erlebnis [26, 44].

Der Grundzug des Lissaboner Erlebnisses ist also logischer Natur. Das begegnet auch sonst. „Die Grammatik mißfiel mir, weil ich sie nur als ein willkürliches Gesetz ansah; die Regeln schienen mir lächerlich, weil sie durch so viele Ausnahmen aufgehoben wurden" [26, 46]. Und besonders im Religiösen hat er „die seltsamsten religiösen Zweifel", die er gern berichtigt hätte [27, 125], denn schon früher waren bei Lektüre der Bibel „mir die Widersprüche der Ueber-

lieferung mit dem Wirklichen und Möglichen sehr auffallend gewesen . ." [26, 202]. — „Parteiische Ungerechtigkeit" ist ihm „sehr unangenehm" [26, 73]; „den Lügen und der Verstellung" ist er „abgeneigt" [26, 100] und wenn er „von Jugend auf" glaubt, mit seinem Gott „ganz gut zu stehen", so gründet sich „dieser Dünkel . . auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hülfe kommen sollen" [27, 201]. Ueberall ist es ein Widerspruch oder eine Unzulänglichkeit im Logischen, die dem Kind der Aufklärungszeit zu schaffen macht. Unlogisch ist es, wenn bei der Konfirmation „der brave alte Mann seine Hauptprüfung nach einer alten Formel" einrichtet. So verliert das Kind „alle Lust und Liebe zur Sache" [27, 124]. Uebrigens auch dies vermutlich nicht ohne Eitelkeit: die Möglichkeit, sich auszuzeichnen, geht verloren.

Und wieder verbindet sich damit ein Gegensatz: das Mystisch-Pietistische, das Religiöse des Gefühls, das freilich zuerst von außen kommt. Was man von den eigenbrötlerischen Sekten der kleinen Handwerker erzählt, macht ihm Eindruck. „Dieses und dergleichen mag wohl Eindruck auf den Knaben gemacht und ihn zu ähnlichen Gesinnungen aufgefordert haben. Genug, er kam auf den Gedanken, sich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, dessen frühere Zornäußerungen schon lange über die Schönheit der Welt und das mannichfaltige Gute, das uns darin zu Teil wird, vergessen waren, unmittelbar zu nähern; der Weg dazu aber war sehr sonderbar" [26, 63]. „Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf . . ." [26, 64]. Die Gottesverehrung bei frühem Sonnenaufgang gelingt, „die Andacht war vollkommen" [26, 65]. — Wie Goethe sofort mit heiterer Ironie diese Erlebnisse überdeckt, um ihnen ihre Feierlichkeit und Gewichtigkeit zu nehmen, ist bekannt. Von der Grundstimmung aber war der 60-jährige Goethe zweifellos überzeugt, daß er sie nicht nur als Dichtung sondern als Wahrheit seiner Kindheit zuschreiben müsse, in der Wolfgang Goethe „überhaupt keineswegs leichtsinnig war" [26, 100]. „Mein Gemüt war von Natur zur Ehrerbietigkeit geneigt, und es gehörte eine große Erschütterung dazu, um meinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wanken zu machen" [26, 72].

Im Logischen wie im Gefühlsmäßig-Religiösen zeigt sich „der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt betrachtete" [26, 100]. Wenn dieses Kind durch Studium und fleißige Arbeit schon mit einer Art von Bewußtsein sich die Welt anzueignen sucht,

so erzählt uns das nicht nur von seinen intellektuellen Fähigkeiten, es bedeutet einen wichtigen Zug des inneren Wesens. Dennoch haben die Triebfedern zu solcher Geschäftigkeit durchaus kindlichen Charakter. Goethe erwähnt seinen „anhaltenden" aber auch „haftigen" Fleiß [27, 39]. Der kindlich impulsive Tätigkeitstrieb äußert sich ohne frühreife Bewußtheit und bringt es eben durchaus nicht immer zu einer „anhaltenden" Ausdauer. Von Gedichten werden nur „die auffallendsten Stellen auswendig" gelernt und „die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich ins Gedächtnis" eingeprägt [26, 124]. Auch hat er „von Kindheit auf die wunderliche Gewohnheit, immer [nur] die Anfänge der Bücher und Abteilungen eines Werks auswendig zu lernen" [26, 248/249], worauf das Interesse offenbar rasch erlahmt. Auch beim Zeichnen bringt er „weder Fertigkeit noch Geduld" [27, 18] auf, einen Gegenstand völlig zu erfassen oder auch nur die angefangene Zeichnung ganz auszufüllen. Die Vorstellung, daß es ja doch nichts Rechtes wird, läßt ihn statt sauberen Papiers immer nur „graue veraltete Blätter" nehmen, „als wenn meine Unfähigkeit sich vor dem Prüfstein eines weißen Grundes gefürchtet hätte". Wie bei andern Kindern soll nur irgendetwas getan, irgendetwas getrieben werden — gleichgültig, ob (im Sinn der Erwachsenen) etwas Brauchbares erreicht wird oder nicht. Der „anhaltende" Fleiß ist wirklich da — wie bei allen gesunden Kindern. „Je mehr ich . . zu treiben veranlaßt wurde, desto mehr wollte ich treiben . ." [26, 186]. „. . . ich konnte niemals lange Weile haben, indem ich mich immerfort beschäftigte, diesen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen" [26, 50]. „Meine jugendliche Neugierde ließ nichts ungesehen und ununtersucht" [26, 140]. Aber eben diese jugendliche Neugierde, diese „unruhige Wißbegierde" [27, 38], ja diese „Zudringlichkeit" und „kindische Lebhaftigkeit" [26, 203] bleibt durchaus kindlich und kindisch und wird denn auch vom strengen Vater durchaus nicht verstanden, der — bei gleichen Anlagen — „nicht so liederlich damit würde gewirtschaftet haben" [26, 45].

Ebenso werden die wohlbekannten Stellen, die von kindlichem „Stoizismus" erzählen [26, 53/54 und 26, 101/102] ganz allgemein als „Scherze der Jugend" [101] und „kindische Dinge" [103] geschildert, die Wolfgang nur zuweilen noch etwas weitertreibt — nicht so sehr aus eigener Initiative, als weil das Gebahren der Schulkameraden ihn über seine „Grenze" hinaustreibt [102]. Uebrigens sind es Scherze, durch die „man sich in einen großen Vorteil" setzt, „der uns von andern so geschwind nicht abgewonnen wird" [101]. Die Motive liegen

also mehr im Negativen des Charakters, was Goethe eher unterstreicht als verwischt; ganz entsprechend jenem „Leichtsinn und Selbstgefühl“ [26, 49], die in anderm Zusammenhang erwähnt werden. Selbst von „Dünkel“ und „heimlicher Eitelkeit“ [26, 109] wird gelegentlich gesprochen, wenn das Kind auf äußere Vorzüge sich etwas „einbildet“ [105] und sich in ihnen „gefällt“ [105]. Sogar von „einer kleinen Tücke“ [26, 141] bekommt man zu hören, von Lust an Spott [26, 71], von Aengstlichkeit und Scheu („es dauerte lange, bis ich allein mich hineinwagte“ [26, 236]) und von anderen kindlichen Schwächen. Ja mehr als andere Kinder ist Wolfgang — infolge seiner häuslichen Erziehung — unbeholfen im Verkehr mit den Kameraden, „keineswegs ihren Sticheleien und Mißreden gewachsen“ [26, 105] und gar den Erwachsenen gegenüber „nicht sonderlich geschickt, mich den Leuten bequem darzustellen“ [26, 314]. „. . . ich fragte nicht, ob es [mein Gebahren] auch andern gemäß sein könne. Ich war meist zu lebhaft oder zu still und schien entweder zudringlich oder stöckig, je nachdem die Menschen mich anzogen oder abstießen . .“ [26, 314]. Trotz seiner „natürlichen Gutmütigkeit“ [26, 265] fängt seine „Galle“ leicht „an zu kochen“ [26, 106].

In A. 29, 235 wird die Erzählung vom „Gradehalten“ aus O. 203 mit geringen Formänderungen abgeschrieben. Auch die Antwort des Kindes „. . . später werde ich mich noch mit allerlei auszeichnen“ wird übernommen und bestätigt uns die Vermutung, daß doch wohl irgendeine Wirklichkeit dahinter steht.

Vergessen darf man aber nicht den bekannten Zusatz zu A. [29, 231]: „Beurteilen läßt sich bei einer künftigen Herausgabe, ob diese Blätter eingeschaltet bleiben können, oder ob solche zu entfernen rätlich sei“. Maßgebend ist also das Verschwinden in D. u. W.; nicht nur auf Veranlassung Eckermanns für den 4. Teil von D. u. W. 1833, vor allem in den drei ersten Teilen durch Goethe selbst.

Das gleiche gilt für A. 29, 234, wo die Zärtlichkeit der kleinen Schwester gegenüber ganz ähnlich wie in O. 191 geschildert wird. Nur das Hinaufklettern an den Leuten und das Haarausraufen bleibt (als übertreibend?) weg; möglicherweise auf Veranlassung Eckermanns, der diese Stelle niederschreibt.

Der Bericht von den „Lektionen und Geschichtchen“ A. 29, 234 wie O. 192, von formalen Aenderungen abgesehen.

Neu erscheinen in A. 29, 234 und 235 die beiden kleinen Bemerkungen: „Es war ein eigenes Kind . . .“ und „So war es ein wunderlich Kind . . .“ - unmittelbar auf die Geschichtchen Bettinas bezogen.

In M. e. K. erweist es sich wieder sehr deutlich, daß Bettina gerade für das, was uns den Eindruck des Echten macht, kein Verständnis hat. Konkret und überzeugend hieß es noch in O. 191 von Wolfgang und Cornelia: „. . . er steckte heimlich Brot in die Tasche und stopfte es dem Kinde in den Mund, wenn es schrie." Jetzt M. e. K. 498 „. . . er trug ihr alles zu und wollte sie allein nähren und pflegen . . ." Also wieder reichliche Verblassung ins Allgemeine — wie bei den bayerischen Halbgulden, die sich in „Zahlpfennige" verwandelten. Das Hinaufklettern an den Leuten und das Haarausraufen wird (wie in A.!) weggelassen. Wolfgang ist nur „eifersüchtig" und „wenn man sie aus der Wiege nahm, in der er sie beherrschte, da war sein Zorn nicht zu bändigen . . ." [M. e. K. 498]. Selbst die Vorgänge in einem Märchen, wenn sie ihm ungerecht erscheinen, lassen ihm die „Zornader" schwellen [M. e. K. 500]. In der Auffassung, wonach Wolfgang die Schwester „beherrschen" wollte, mag man einen unbewußten Nachklang an ähnliche Motive in D. u. W. vermuten. Im Sinn des in D. u. W. so stark zum Vorschein kommenden Selbstbewußtseins mag es auch aufgefaßt werden, wenn der kleine Wolfgang schon beim Märchenerzählen der Mutter glaubt bestimmen zu dürfen, wie die Geschichte ausgehen soll [M. e. K. 501]. Denn auch die träumerisch-leidenschaftliche Hingabe an Erlebnisse aus dem Phantasiebereich wird dargestellt: das Kind „ermüdet" nicht zuzuhören und ist „Feuer und Flamme" [M. e. K. 500/501], wenn die Erzählungen so weitergehen, wie er es sich gewünscht hat.

Bewußt scheint Bettina aus D. u. W. nichts zu lernen. Im Gegenteil. Die Geschichte vom Zerbrechen des Küchengeschirrs wird in M. e. K. im Vergleich zu O. noch vergröbert. Nicht nur „alles, was er erlangen konnte" [D. 191], sondern überhaupt „alles Geschirr" schleudert Wolfgang „nacheinander zum Fenster hinaus" [M. e. K. 499]. In O. hieß es: „das Rappeln freute ihn gar sehr". Jetzt, viel plumper, geschieht das ganze Hinauswerfen, „weil ihn das Rappeln freute". Dafür ist die Mutter, die dazukommt, wenigstens „erstaunt, die Schüsseln alle herausfliegen zu sehen". Im ganzen fühlt Bettina, daß sie mit D. u. W. nicht konkurrieren kann; sie versucht zu reduzieren und wird dennoch noch unwahrscheinlicher. Die psychologisch ausgleichenden Züge in D. u. W. (besonders durch Erwähnung der Spielzeugschüsselchen, mit denen das Hinauswerfen anfängt) scheint Bettina gar nicht zu würdigen. Jedenfalls wagt sie es nicht, sie zu übernehmen.

Die „Geschichtchen und Lektionen" und alles, was dabei erwähnt

wird, läßt sich Bettina natürlich nicht nehmen. M. e. K. 499/500 fast wörtlich wie O. 192. — Gerade, weil D. u. W. ihr so manche Wirkung unmöglich macht, muß Bettina — schon aus schriftstellerisch-ökonomischen Gründen — um so eifersüchtiger festhalten, was Goethe in D. u. W. ignoriert hat.

Auch die Erzählung vom „Gradhalten" mit dem merkwürdigen Nachsatz, daß das Kind sich noch mit „allerlei auszeichnen" wolle, wird M. e. K. 505 genau wie in O. 203 wiederholt. Durch die psychologischen Abschwächungen in D. u. W. läßt sich Bettina nicht beirren. Nach der gleichen Richtung noch mehr übertreibend die S. 16 oben erwähnte Fortsetzung jener Erzählung, nach der das Kind mit Münzen die Stellung der Sterne nachgeahmt habe: „. . er sagte oft zur Mutter sorgenvoll: „Die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben?" — Da sagte die Mutter: „Warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir andre doch ohne sie fertig werden müssen", da sagte er ganz stolz: „Mit dem, was andern Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden"; damals war er sieben Jahr alt."

Am auffallendsten wird die Tendenz Bettinens in der Erzählung vom Erdbeben in Lissabon. Wir erinnern uns, daß diese Erzählung in O. fehlt. Sie taucht zuerst in D. u. W. auf. Jetzt, nach Goethens Tod, eignet sich Bettina den Stoff an, der so ausgezeichnet ihren Absichten entgegenkommt. Vermag sie doch nebenbei den Eindruck zu erwecken, als hätte Goethe auch diese Geschichte ihr zu danken. O. ist ja ihren Lesern nicht bekannt. Die Schilderung des Erdbebens mit dem „brausenden Meer" usw. wird noch breiter ausgesponnen als in D. u. W. Wo bei Goethe „der königliche Palast zum Teil" vom Meere verschlungen wird [26, 42], „steigt" bei Bettina das Meer am Ufer hinauf, nachdem es „in einem Nu alle Schiffe niederschluckte" (in D. u. W. „die Schiffe schlagen zusammen . . ." [26, 41]), „um den ungeheuren königlichen Palast zu verschlingen, die hohen Türme „zuvörderst" usw. [M. e. K. 501].

Vor allem aber findet Bettina, daß die Erzählung zur Idealisierung ihres Helden viel besser ausgewertet werden müsse, als Goethe es selber getan hat. „Der Knabe . . . war nicht wenig betroffen . . ." hieß es in D. u. W. [26, 43]. Bettina spricht von einem „ungeheuren Eindruck" und fährt dann fort: „. . . dies alles beschäftigte den Wolfgang tiefer als einer ahnen konnte, und er machte am Ende eine Auslegung davon, die alle an Weisheit übertraf" [M. e. K. 502].

Sie beachtet nicht, daß Goethe ausdrücklich sagt: „Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen . . .“ [26, 43]; das sei, ergänzt Goethe, auch gar nicht „möglich“ gewesen — hätten doch auch die Erwachsenen, ja sogar „die Weisen und Schriftgelehrten“ nicht darüber einig werden können, wie man dieses „Phänomen“ zu beurteilen und aufzunehmen habe. Bettina begnügt sich nicht mit der Fähigkeit des Kindes, zu staunen und zu fragen, sie biegt das religiös-logische Erlebnis starr und steif ins Intellektuelle zurück und läßt das Kind so scholastisch-unkindlich reden wie nur möglich: „Nachdem er mit dem Großvater aus einer Predigt kam, in welcher die Weisheit des Schöpfers gleichsam gegen die betroffene Menschheit verteidigt wurde, und der Vater ihn fragte, wie er die Predigt verstanden habe, sagte er: „Am Ende mag alles noch viel einfacher sein, als der Prediger meint, Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehen kann . . .“

Man wundert sich nicht mehr, wenn die Mutter bei Bettina von den „revolutionären Aufregungen“ des Kindes „bei diesem Erdbeben“ [M. e. K. 503] spricht und findet, daß das alles „später beim Prometheus wieder zum Vorschein gekommen“ sei.

Bei alledem hat Bettina — gedanklich — nicht unrecht. Aber ihre Form ist so verstiegen und verzerrt, daß von einem Kind Goethe kaum noch eine Spur bleibt.

§ 7.

Nähere Bestimmung der Methode.

Das Material der in § 2 genannten Quellen ist nun zusammengetragen und unter sich verglichen. Es bleibt übrig — siehe § 1 —, die Tendenz der einzelnen Quellen zu charakterisieren und die Richtung festzulegen, die in innerer Folgerichtigkeit von einer Quelle zur andern und schließlich, wenn nicht zur Wahrheit, so doch auf die Spur der Wahrheit führt.

Wenn beispielsweise eine Quelle A (im Sinn einer optischen Figur gesprochen) ihrem inneren Wesen nach in einem Punkt A liegt, eine Quelle B in einem höher oder tiefer gelegenen Punkt B, sodaß Punkt B — entsprechend den Tendenzen von Quelle A und B — näher der Wahrheit liegt als Punkt A: so muß eine Linie von Punkt A zu Punkt B gezogen und über Punkt B hinaus verlängert notwendig die Richtung bezeichnen, in der die Wahrheit liegt. Fällt dann mit innerer Folgerichtigkeit eine Quelle C auf die gleiche Linie

zwischen Punkt A und Punkt B, eine Quelle D auf die gleiche Linie jenseits von Punkt B und entspricht das dem Annäherungsgrad der einzelnen Quellen an die Wahrheit, steht also Quelle C der Wahrheit näher als Quelle A, aber ferner als Quelle B, und steht D der Wahrheit am nächsten, näher als A, C, B — so ist für die Charakterisierung der historischen Wahrheit nach Art einer mathematischen Annäherungsrechnung doch außerordentlich viel gewonnen.

§ 8.

Tendenz und quellenmäßiger Wert von „Dichtung und Wahrheit".

Ueber die Glaubwürdigkeit und Unglaubwürdigkeit von D. u. W. ist so viel gehandelt worden, daß man heute — nach anfänglichen Meinungsverschiedenheiten — wohl von einem allgemein anerkannten Ergebnis der Untersuchungen sprechen darf. Auch künftig wird der eine Forscher D. u. W. mehr Beweiskraft zutrauen als der andere; im allgemeinen aber wird es — und besonders in der Beschränkung unseres Gegenstands — kaum Widerspruch finden, wenn in Kürze gesagt wird: der Begriff der „Dichtung" bezieht sich im wesentlichen auf die Form, der der „Wahrheit" auf den Inhalt. Das heißt: Goethe schreibt nichts, was nicht psychologisch und zeitgeschichtlich innerlich richtig wäre, überhöht jedoch häufig die Wahrheit retouchierend durch eine abrundende und glättende Form, weil D. u. W. nicht trockener Bericht, sondern literarisches Kunstwerk sein soll. Diese „höhere Wahrheit" verändert die Wirklichkeit, erstens: indem dies und jenes weggelassen wird, damit die Darstellung nicht „durch eingestreute unzusammenhängende Wirklichkeiten . . gestört" werde, wie es in Goethes Brief an C. M. Engelhardt vom 3. Februar 1826 heißt; zweitens: indem da und dort Elemente aufgenommen werden, die nach dem Anspruch historischer Akribie nicht den Tatsachen entsprechen. Stets aber liegen auch diese ergänzenden Elemente durchaus im Bereich des Möglichen, d. h. sie stehen der inneren Wahrheit genau so nahe, liegen im selben Annäherungspunkt an die Wirklichkeit wie die nackten und nüchternen Tatsachen, die mitgeteilt werden. Anders gesagt: auch dann, wenn in D. u. W. etwas hinzuerfunden oder etwas Erfundenes von anderen, besonders von Bettina, übernommen wird, müssen diese poetischen Füllsel und Ausrundungen nach dem Charakter des ganzen Werkes der Wahrheit entsprechen. Was Goethe also von Bettina übernimmt, muß innerlich wahr sein. Erinnert sei an den

berühmten Brief an Zelter vom 15. Februar 1830: „. . . es war mein ernstestes Bestreben, das eigentlich Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken . . .“

Eingreifende Abweichungen ergeben sich nur in Bezug auf die historische Reihenfolge der Ereignisse und Einflüsse. Und selbst diese historischen Unrichtigkeiten in D. u. W. bleiben psychologisch folgerichtig. Für unseren Gegenstand aber handelt es sich allein um die Wahrheit des Psychologischen. Historische Reihenfolge und damit die hauptsächlichsten Fehlerquellen in D. u. W. kommen für die Kindheit nicht in Betracht (etwa das ostentative Herausarbeiten der Entwicklungsstufen à la Rousseau und ähnliches).

Nach Art einer mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung dürfen wir also — für unseren Gegenstand — D. u. W. als sehr nahe an der Wahrheit liegend annehmen; ja wir dürfen D. u. W. mit der Wahrheit gleichsetzen, solange uns nicht Quellen bekannt werden, die — wie wir später sehen werden — wenigstens in gewissem Sinn D. u. W. an Wahrheitsgehalt noch übertreffen.

Nur auf ein Bedenken muß noch einmal hingewiesen werden, das sich uns im Lauf der bisherigen Betrachtungen schon von selbst ergab: die Tatsache, daß Goethe nicht nur Autor sondern zugleich Objekt seiner Darstellung ist, die einfache Tatsache der Selbstbiographie also, muß die Wahrheit insofern umgestalten oder wenigstens anders färben, als ein gebildeter Geist von sich selber nicht alles sagt, was er von einem anderen sagen würde. Das Unbehagen, sich selber loben zu müssen, wie wir es oben (§ 4) ausgedrückt haben, müssen wir in Rechnung setzen. Praktisch gesprochen: wenn Bettina eine positive Eigenschaft des Kindes mit Begeisterung schildert und Goethe diese Nüance wegläßt, so muß das nicht bedeuten, daß das, was Bettina schilderte, unwahr sei. Dennoch fällt diese Erwägung kaum ins Gewicht. Wir haben schon gesehen (§ 5), daß Goethe sich durchaus nicht scheut, Auszeichnendes zu erwähnen, wenn es am Platz ist: es bezieht sich stets auf die phantasiemäßig sprachliche Begabung. Wenn Goethe bei Schilderung der übrigen intellektuellen Fähigkeiten und der Charaktereigenschaften die Ueberschwenglichkeiten Bettinas negiert, so geschieht das nicht aus vornehm-zurückhaltender Bescheidenheit, sondern weil er den Sinn seines Kind-Seins ganz anders nimmt als Bettina.

A. dürfen wir in Bezug auf die Tendenz der Quellen ohne besondere Unterscheidung zu D. u. W. ziehen. Nur darf man nicht

vergessen, daß A. im Wesentlichen kaum etwas anderes bedeutet als eine Abschrift nach Bettinas Notizen, und zwar eine vorläufige Abschrift, die nur der Vollständigkeit halber, nur für alle Fälle, auch die Züge aufnimmt, deren späteres Weglassen vorauszusehen war (vergl. S. 26).

§ 9.
Tendenz und quellenmäßiger Wert der Briefe der Mutter.

So würde M. neben D. u. W. der Wahrheit am nächsten stehen. Ja wenn man bedenkt, daß die Briefe der Frau Rat keine Kunstwerke sein wollen, wie die Selbstbiographie eines ist, so möchte man geneigt sein, M. noch höher anzusetzen als D. u. W. Doch ist Frau Aja keine unbefangene Briefschreiberin. Die Neigung, ein wenig zu übertreiben und sich gewissermaßen in Szene zu setzen, läßt sich bei sachlicher Betrachtung nicht leugnen. Solche Erwägungen drücken M. wieder unter D. u. W. herunter. Uebrigens ist das alles bei dem äußerst geringen Ertrag von M. kaum von Belang: blieb doch nur die Sehnsucht nach Italien und die Bemerkung, daß die anderen „immer die Lakaien" waren aus M. zu gewinnen. Beides steht deutlich unter dem Eindruck des „großen Goethe". Selbst Max Moors — nicht nur die Mutter — kann die Bemerkung nur geäußert haben unterm Eindruck der „Riesenschritte", die Goethe inzwischen gemacht hatte. Dennoch bleibt diese kleine Anmerkung höchst wertvoll: sie wird an konkretem Wirklichkeitsgehalt nur von den „bayerischen Halbgulden" übertroffen.

Außerdem aber wird man die Tatsache, daß aus M. nichts als diese beiden Beziehungen zu gewinnen sind, stark in Rechnung setzen; es gibt für Frau Aja, trotz ihrer Lust, zu fabulieren, von der Kindheit des Sohnes so wenig zu berichten, daß die Vermutung nahe liegt: es sei wohl alles in allem eine Kindheit gewesen wie andere auch.

Jedenfalls ist die gesunde ehrliche Mutter, bei aller Begeisterung für den Hätschelhans, weit davon entfernt, die Kindheit ihres Wolfgang zu mythologisieren.

Das aber — wenigstens in der Tendenz — tut Bettina.

§ 10.

Tendenz und quellenmäßiger Wert von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde".

Wenn D. u. W. innerhalb unserer Betrachtungen den Repräsentanten der Wahrheit darstellt, so bedeutet M. e. K. dazu den diametralen Gegensatz. Auch in D. u. W. wird erfunden und retouchiert, wie ja jede sprachliche Fassung notwendig eine Uebersetzung des Realen in überreale Form bedeutet und also bis zu einem gewissen Grad aus dem Bereich der Phantasie zu schöpfen gezwungen ist. Bettina aber fehlt in erschreckendem Maß, was Goethe so sehr besessen hat, die „Phantasie für die Wahrheit des Realen", von der er einmal zu Eckermann spricht (25. Dez. 1825). Also die Fähigkeit, auch das notwendigerweise Erfundene nicht nur auf das rechte Maßverhältnis zum objektiv Wahren einzuschränken, sondern es im Sinn der Wahrheit und damit gewissermaßen als Wahrheit zu erfinden.

a)

Wir müssen zunächst die Frage beantworten: Will Bettina überhaupt Wahrheit? — Zuweilen scheint es so. Wenigstens fehlt es nicht an Versicherungen, daß sie alles so wiedergebe, wie Goethes Mutter es ihr erzählt hätte: „. . . im Rheingau . . schrieb ich mir aus der Erinnerung so viel wie möglich mit ihren eigenen Worten alles auf . . ." [III. 521]; „rauh und ungeglättet, wie ich sie empfing . ." [III. 510] habe sie die „Kleinodien" wieder gegeben. Dem Grafen Pückler gegenüber versichert sie, M. e. K. sei viel zu „inspiriert", als daß er ein „Uebermaß" darin könnte zu befürchten haben: „Nein, fürchten Sie nichts, es ist gewiß schön, kein Uebermaß, keine Lüge, alles schön" [VII. 445]. Bezeichnenderweise versichert sie also nicht ausdrücklich, daß alles wahr sei, sondern, daß alles „schön" sei; wir werden sehen warum: nur was „schön" ist, ist wahr. Auch beteuert sie, daß sie nur „Goethes Monument dadurch" habe „gründen" wollen, an ihr eigenes Bekanntwerden (als Schriftstellerin) habe sie nicht gedacht: fünf Monate habe sie das gedruckte Werk dem Buchhandel vorenthalten, „so wenig war also von meiner persönlichen Teilnahme dabei" [V. 480].

Für uns freilich ist es schon in diesen Bemerkungen verdächtig genug, daß sie Goethes „Monument" aufrichten will, daß es ihr „Kleinodien" sind, was sie zu berichten hat, daß sie die Wahrheit ihrer Darstellungen aus Inspiration erklärt, daß sie „aus der Erinnerung" schreibt und so viel „wie möglich" die Worte der Mutter wiederholt.

Alle angeführten Stellen — nicht nur die Pückler gegenüber — haben denn auch den Charakter einer Verteidigung. Bettina, unbeschadet ihrer subjektiven Wahrhaftigkeit, weiß sehr gut, welche Vorwürfe ihr gemacht werden können, ja sie fühlt sich mehr als einmal gedrängt, ihre Schwäche selber zu verraten, indem sie sich im Vexierspiegel heiterer Selbstironie romantisch betrachtet. So wundert sich — im Königsbuch — Goethes Mutter, daß Bettina so sehr viel aufgeschrieben habe, was sie, die Mutter, angeblich erzählt hätte: „. . . du wirst mir manchen Placken da hineingeflickt haben" meint sie, „der nicht von meinem Zeug ist. Der Sokrates hat sich das auch müssen vom Plato gefallen lassen" [VI. 257]. Bettina ist also der Plato der Frau Aja! Aber die Mutter weiß sehr gut, was sie davon zu halten hat: „. . denn in solchen Stücken kann man dir nicht wenig genug trauen . . . denn wenn du . . . ins Erfinden gerätst, dann hält dich kein Gebiß und kein Zaum" [III. 84].*) — Doch hat die Mutter — selbstverständlich — Gefallen daran: „Der Mutter schreib ich alles, was unglaublich ist; obschon sie weiß, was sie davon zu halten hat, so hat es doch ihren Beifall und fordert mich auf, ihr immer noch mehr dergleichen mitzuteilen; sie nennt dies „meiner Phantasie Luft machen"" [III. 287]. Und Bettina gesteht treuherzig ein: „. . ich mache dann nicht selten aus klein groß . . ." [III. 270]. Freilich muß man in Stimmung sein: „. . . auf grün und rosa Papier mit Gefühlsstoff zu malen: das geht nicht alle Tage" [V. 189].

Bettina läßt uns also — romantisch — in ihre Karten sehen und darf es mit gutem Gewissen. Sie klagt sich selber an und ist doch von ihrer Unschuld überzeugt. Ihre subjektive Wahrhaftigkeit — die jubjektive Vorstellung, die sie davon hat, — bleibt ungetrübt. Denn: sie will nicht das, was wir Wahrheit heißen.

Schon von den frühen Notizen heißt es: „Manches habe ich schon in dermaliger Zeit mit wenig Worten gedeutet" [III. 492]. Es wird also von Anfang an, entgegen ihren Versicherungen von vorhin,

*) Zweifellos wirken da tatsächliche Gespräche mit Goethes Mutter nach: bei aller Neigung für Bettina und bei aller Verwandtschaft zwischen ihr und Goethes Mutter — der Grad der Begeisterung und Exaltation war doch so sehr verschieden, daß die brave gesunde Frau Rat oft genug den Kopf wird geschüttelt haben über das phantastische Mädchen. Zuweilen scheint Bettina selber den Unterschied gefühlt zu haben zwischen ihrer rosig wuchernden Phantasie und der erdhaften Kraft der Frau Rat Goethe. Bei ihr, bei Bettina, so heißt es einmal, habe „Blüten" getrieben, was „bei der Mutter so kräftig Wurzeln schlug . ." [III. 490]. Ganz so, wie wir spöttisch von einer „blühenden" Phantasie sprechen.

nicht nur reproduziert, sondern gedeutet, interpretiert. Und noch mehr: nicht Realität ist für Bettina Wahrheit; sie sucht eine höhere geistigere Wahrheit und fühlt sich durchaus berechtigt, die Wirklichkeitswahrheit zu unterdrücken. Was zu der höheren Wahrheit nicht stimmt, muß eben negiert werden. „Alle Wahrheit ist Schönheit und alles Unschöne ist Unwahrheit . . .“ [V. 329]. „Wer ins Feuer sieht, dem ist das andre dunkel. Laß uns ins Feuer schauen und den Irrtum leugnen, dem unser Auge nicht zugewendet ist“ [V. 25]. „. . . wir wollen die Zuversicht zu einer höheren Idealität . . nicht aufgeben . . .“ [III. 17]. Wenn die „Idee gereinigt“ ist, „vom Ueberflüssigen und entschieden fürs Wesentliche“ [IV. 185] (auch III. 510: das „überflüssige . . . absondern“) — dann ist Bettina zufrieden.

Aber haben wir nicht vorher gesehen, daß das auch Goethe tat? — Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Goethe bekundet in bewundernswerter Folgerichtigkeit „Phantasie für die Wahrheit des Realen“; Bettina schwärmt und hält sich nur in ihren Schwärmereien der Wahrheit versichert. Sie will nicht philologisch-historisch Goethes Kindheit rekonstruieren. Sie will ein „Evangelium juventutis“ [III. 533] schreiben. Sie sieht Goethe „so verherrlicht“ [III. 509]. Sie fühlt sich „zum Tempeldienst . . . geboren“ [IV. 32] und gesteht ihm: „Du bist mein Tempel . .“ [IV. 32].

Das Reale macht ihr Angst und verscheucht sie; sie vergräbt sich „in den warmen Boden meiner eigenen Gedanken . . . wie ein Dachs, dem die Winterwelt zu schlecht ist“ [III. 489]; „. . . wo mir nicht die Luft des Heiligtums heimatlich entgegenweht, da fühl ich mich unsicher, als hab ich mich verirrt“ [IV. 32]. „Wenn alles irdische Bedürfnis schweigt, alles irdische Wissen verstummt, dann erst hebt sie [die Wahrheit] ihrer Gesänge Schwingen“ [III. 546]. „Ich sah ein Inneres in mir, ein Höheres, dem ich mich unterworfen fühlte, dem ich alles opfern sollte . . . sie [diese innere höhere Macht] trennt von den Ansprüchen an das allgemeine Leben und hebt über diese hinweg“ [IV. 81].

Bettina will nicht Bericht erstatten, sie will dichten; sie will nicht Realität, sondern „Verklärung der sinnlichen Natur“ [III. 261]. „Die Kunst ist Heiligung der sinnlichen Natur“ [III. 513]. So muß man „das Höhere suchen unter ewigen Schmerzen der Begeisterung“ [III. 248]; „Die Sinne fließen in den Strom der Begeisterung und das erhöht sie“ [III. 261]. Dann hat sie „herrliche Gedanken“; „ich freue mich dann über mich selbst, meine Begeisterung begeistert mich sozusagen“ [VII. 333].

Diese höhere Wahrheit ist von der gewöhnlichen wesentlich unterschieden; sie hat ihre eigenen Gesetze, die der befreite Geist sich selber gibt: da „die freie Macht des Geistes keine Konsequenz gestattet, so ist die Inkonsequenz aufgehoben" [V. 24/25]. Damit ist der äußerste Gegensatz zu D. u. W. erreicht. Bei Goethe innere Notwendigkeit; selbst die dekorativen Schnörkel, die so bescheiden auftreten, von der Konsequenz des Realen wie natürliche Organismen geformt. Bei Bettina die einzige Konsequenz — mit Bewußtsein inkonsequent zu sein. „Es gibt, sagt sie, eine Grenze zwischen einem Reich, was aus der Notwendigkeit entsteht, und jenem höheren, was der freie Geist anbaut" [III. 418].

Bettina bewegt sich mit einer Art Koketterie jenseits dieser Grenze. Aber auch mit einer Wertbetonung, die durchaus überzeugt ist. Also muß die Begeisterung noch eine höhere Macht hinter sich haben. Das Primäre ist nicht Begeisterung, sondern Inspiration. Denn: „. . die Wahrheit ist ja nur Offenbarung" [III. 245].

b)

In der Tat: aus dem „Reich der Offenbarung" [III. 245] nimmt Bettina ihre höhere Wahrheit — nimmt sie nicht, aber fingiert und prätendiert es, sie daraus zu entnehmen. Prätendiert und fingiert es auch vor sich selber. Von religiösem Erleben kaum eine Spur; aber mit raffinierter Geschicklichkeit werden die Kulissen zu religiösen Perspektiven zusammengeschoben: zu laut freilich und zu aufdringlich, um nicht zu verraten, daß es Theater ist.

„. . . alle Wahrheit ist Eingebung" [IV. 83]. „Niemand lernt begreifen denn durch Eingebung vom heiligen Geist" [IV. 128]. „Was nicht innere Offenbarung ist, wird nie Früchte der Erkenntnis tragen" [IV. 146]. „Du kannst den Geist nicht erzeugen, Du kannst ihn nur empfangen" [IV. 84]. — So empfindet Bettina ihre eigenen niedergeschriebenen Gedanken „nicht als Selbstgedachtes, sondern als Mitgeteiltes" [IV. 85]. — „Inspiration" ist ein Lieblingswort [III. 554, 556 u. a.] „Viele Gesichte" könnte Bettina Goethe mitteilen [III. 249]. Es ist „göttliche Gewalt, die eingeht durch meine Seele" [IV. 177]. — Wie beim Mystiker gibt das intuitiv Empfangene „eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit" [III. 551]. Das imaginäre Bild wird ohne Verwunderung als das Primäre und eigentlich Wertbestimmende genommen; es wird nicht als abgeleitet empfunden von der Wirklichkeit, sondern umgekehrt: die Realität bestätigt das Geschaute. Vergleiche IV. 9, wo Goethes „sinnliche Erscheinung Zeugnis

gibt von der Ahnung, von der Offenbarung, die ich von dir habe".

So ist es Bettina leicht, sich zu rechtfertigen, wenn sie sich verteidigen muß, wie bezeichnenderweise schon zu ihren Lebzeiten so oft: „Freund! Sie ist nicht erfunden, diese innere Welt, sie beruht auf Wissen und Geheimnis, sie beruht auf höherem Glauben" [IV. 9]. Wissen und Glaube werden unbedenklich gleichgesetzt.

Die reale Außenwelt, weit entfernt, das Wahre zu bedeuten, wird vielmehr als Störung und Hindernis empfunden. „Es gibt eine Art Lumpengesindel auch im Geist, das alle Befähigung zur Inspiration unterdrückt . . . Dahin gehören die Ansprüche aller Art nach außen: wer etwas von außen erwartet, dem wird es in dem Innern nicht kommen" [IV. 107]. Es bedeutet nur noch einen Schritt weiter, wenn die Inspiration im Schlaf, im Traumleben sich am leichtesten vollzieht. Nachts wachte Bettina „von Zeit zu Zeit auf und hatte Gedanken" [IV. 108]. Traumwandlerisch, automatisch möchte sie dann das Empfangene aussprechen durch den „Mund meiner Gedanken" [III. 203]. Aber nach dem Erwachen „nach eingeschlafnem Traumleben" [!] [III. 203], wie sie in echt romantischer Verkehrung sagt, ist vieles dahin; „es ist eben ein großer Unterschied zwischen dem, was einem schlafend der Geist eingibt, und dem, was man wachend behaupten kann" [III. 235]. (Das „großer" von Bettina selbst unterstrichen!).

Auch die Inspiration, obwohl mit offenen Augen und bei physiologisch hellem Bewußtsein, ist eine Art Traumwandel. Logisch-diskursiv jedenfalls entwickeln sich die Gedanken nicht. „Ich werde müde vom Denken und schläfrig" [III. 386]. So „denkt" Bettina lieber „im Gefühl": „. . in Worten zu denken, was ich im Gefühl denke, das ist schwer: — ja solltest Dus glauben? — Gedanken machen mir Schmerzen, und so zaghaft bin ich, daß ich ihnen ausweiche" [III. 385]. Was sie gefühlsmäßig „denkt", erwacht nur bei möglichster Isolierung. Selbst einfache Naturvorgänge werden zuweilen als Störung empfunden: „Ich habe mir große Mühe gegeben, mich zu sammeln und mich selbst auszusprechen; ich hab mich vor dem Sonnenlicht versteckt, und in dunkler Nacht, wo kein Stern leuchtet und die Winde brausen, da bin ich in die Finsternis hinaus und hab mich fortgeschlichen bis zum Ufer; — da war es immer noch nicht einsam genug, — da störten mich die Wellen, das Rauschen im Gras . . . — da hüllte ich mich in den Mantel und legte das Gesicht an die Erde, um ganz, ganz allein zu sein" [III. 246]. Die Innenwelt muß

ungehemmt mit sich selber sprechen — sogar ungehemmt durch Gedanken! „. . was könnt ich Dir alles sagen, wenn ich mich nicht besinnen wollte!", schreibt sie einmal an Goethe [III. 252].*) Traumwandlerisch läßt sie sich selber überraschen von dem, was die Feder schreibt: „Ach, was schreib ich Dir denn? — Ich hab selbst kein Urteil drüber, aber ich bin allemal neugierig, was kommen wird" [!] [III. 237]. Es ist ein Etwas, was in ihr spricht. Einmal nennt sie es ihren Schutzengel: „Wie oft hab ich zu meinem Schutzengel gebetet, daß er doch für mich mit Dir sprechen soll, und dann hab ich mich still verhalten und die Feder laufen lassen" [III. 275]. Jedenfalls ist es ein eigenwilliger Geist, gegen den sie sich nicht wehren kann. „. . es ist alles mächtiger in mir wie ich . . . ich kann nicht wollen, ich muß alles geschehen lassen" [III. 374]. Es sind Mitteilungen einer inneren Stimme „. . kaum zu fassen für meinen schwachen Geist, und doch erfahre ichs nur durch mich selbst. Soll ich da nicht glauben, daß ich einen Dämon habe, der mich belehrt" [III. 315].

So bleibt, wie beim echten Mystiker, ein unlösbarer Rest, der nicht ausgesprochen werden kann, „Gedanken und Empfindungen, wie die Sprache sie nicht ausdrücken kann" [III. 546], Gedanken, die sie „nicht fassen kann . . . . . Dinge, denen ich nicht gewachsen bin" [III. 386]. Damit gesteht Bettina (von der wahren Tiefe des echten Mystikers so weit entfernt) ihre Schwäche. Wie armselig ihre „Inspiration" — also nüchtern: ihre dichterische Phantasie — im Grunde ist, verrät sich an mancher Stelle; etwa III. 201, wo sie behauptet, sie sei „mit einem wunderbaren Hellsehen begabt, was mir die Gedanken einnimmt. Seh ich einen Wald, so wird mein Geist auch alle Hasen und Hirsche gewahr, die drin herumspringen; und hör ich die Nachtigall, so weiß ich gleich, was der kalte Mond an ihr verschuldet hat." — Haltlose Phantastik neben armseliger Schablone: zum typischen Wald gehören typische Hasen und Hirsche, die typisch drin herumspringen. So gehört zum genialen Dichter eine geniale Kindheit. Das nennt Bettina „wunderbares Hellsehen" und „Inspiration"!

c)

Die angeführten Stellen ließen sich leicht vermehren, bezeugen uns aber mehr als genug, daß Bettina keine treue Berichterstatterin ist und es freilich auch nicht sein will. Sie sucht nicht Goethes Kindheit, sie sucht ihr Buch über ihren Goethe — ein Kunstwerk, das

*) Das „nicht" von Bettina unterstrichen!

sie gestalten will. Kunst aber ist „Offenbarung" [III. 531], ist „Magie" [IV. 153] und „Alles Erzeugnis der Kunst ist Symbol der Offenbarung" [III. 532].

Vergleicht man diese allgemeinen Anschauungen Bettinas über Kunst und künstlerische Gestaltung, über das, was sie die höhere Wahrheit nennt, mit der konkreten Anwendung dieser Grundsätze in M. e. K., wie sie uns in den §§ 4, 5, 6 begegnet ist, so kann man Bettinas Tendenz nicht mehr mißverstehen: sie will eine Kindheit Goethes gestalten, die seinem späteren Leben konform ist; die geistige Bedeutung Goethes und das Einzigartige seiner Persönlichkeit soll sich in seiner Kindheit spiegeln.

Nun aber glaubt Bettina, allzu einfach und typologisch, ihr Ziel zu erreichen, indem sie den großen Goethe durch ein umgekehrtes Teleskop betrachtet und ihn rein äußerlich verkleinert: sie sieht Wolfgang als einen Goethe en miniature. Mit allzuwenig Phantasie für die Wahrheit des Realen ausgestattet, scheint sie eine andere Möglichkeit gar nicht zu kennen.

Für unsere Zwecke wäre mit Feststellung dieser Tendenz genug getan. Dennoch sei die in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Auffassung Bettinas noch näher beleuchtet.

d)

Wie der echte Mystiker ist auch der intellektuelle Imitator Bettina der gefährlichen Subjektivitäten sich wohl bewußt: ob es nicht letzten Endes nur „Genuß" ist, was sie sucht? — Der Begeisterte „wirft sich in ein Element, was höher ist als er; es trägt ihn, es nährt ihn, seine Nahrung wird Inspiration, sie reizt, sie beglückt" [III. 92]. Bettina weiß sogar, daß sie letzten Endes nur — sich selber sucht. „. . denn ich hör keine Stimme so gern wie die meine . ." schreibt sie einmal an Achim v. Arnim [VII. 374]. Sie sucht sich selber und weiß: „nie wirst Du Dich selbst finden, als indem Du Dich in einen andern ergießest" [IV. 140]. Bettina schreibt als eine Verliebte — wobei es uns gleichgültig sein mag, wie man diese Liebe auffassen und einwerten will. Jedenfalls spricht sie selber von ihrer „Liebe" zu Goethe [VII. 478], von ihrem „Liebesglück" [IV. 43] und davon, daß sie sich „heftig" in ihn „verliebt" habe [VII. 436]. Sie leugnet auch nicht, daß es in erster Linie der Mensch Goethe ist, den sie liebt. „. . es ist nicht der große Dichter, nicht Dein weltgepriesener Ruhm! In Deinen Augen liegts, in dem . . Bewegen Deiner Glieder . . . keine glänzende Eigenschaft kann

diese Leidenschaft erregenden Zeichen überwiegen" [IV. 26]. — Man vergleiche dazu auch die nicht seltenen Anzeichen der Eifersucht, freilich auch „geistig" sublimiert, z. B. III. 237 „. . wenn sie sich nur nicht in ihren Träumen in Dich versenken wie ich . ." — Die nähere Untersuchung wäre Aufgabe der Psychologie, vielleicht der Psychoanalyse. Nur noch einige Beobachtungen, um die Tendenz Bettinas in noch hellerem Lichte zu zeigen.

Graf Pückler spricht einmal [VII. 391] von Bettinas „bloßer Gehirnsinnlichkeit". Dieses eine Wort mag genügen, um uns die seltsame Mischung von Erotik und Geistigkeit in Bettina zu charakterisieren. Bettinas „Liebe", obwohl stark erotisch gefärbt, bleibt dennoch ganz im Bereich des „Geistigen", ja des Intellekts verhaftet. Anders gesagt: verdrängte Erotik wird geistig kostümiert. Dabei ist sich Bettina zuweilen der Zusammenhänge durchaus bewußt. Wie ein moderner Psychoanlytiker schreibt sie einmal: „So ist von jeher und bis auf die heutige Stunde alles unbefriedigte Begehren durch Kunstgefühl aufgelöst worden. Jedes in der heiligen Natur begründete sinnliche Gefühl, alle unbefriedigte Leidenschaft steigert sich schon hier zu der Sehnsucht, überzugehen in eine höhere Welt, wo das Sinnliche auch Geist wird" [IV. 170/171]. Noch deutlicher V. 235 „. . so geht es verwundeten Seelen, daß Fiebergebilde sich mit der Wirklichkeit mischen und sie trösten, bis sie wieder stark genug sind, mit der Wahrheit abzuschließen".

Nur ist eben Bettinas „Liebe" bei weitem nicht elementar genug, um, verdrängt, ins Religiöse vorzustoßen. Sie kommt über Intellektualität nicht hinaus. „Liebe ist Erkenntnis; ich kann Dich nur genießen im Denken, das Dich verstehen, empfinden lernt" [IV. 9]. „Da ich Dich aber haben möchte, so denke ich an Dich, weil denken Dich verstehen lernt" [IV. 9]. Um so mehr hält sie sich und das ist für unseren Gegenstand von bedeutsamer Wichtigkeit — an die religiöse Einkleidung, die nichts als unbewußte Imitation bleibt.

e)

Von „Inspiration" und „Offenbarung" war schon zu reden, von „Heiligtum" und „Tempeldienst". „Du bist mein Tempel" schreibt Bettina an Goethe [IV. 32]. Du bist „der Eingang zu meiner Religion" [IV. 32]. Goethe ist eben der „höhere Mensch", dem allein „wir Altäre bauen und Opfer bringen" sollen [IV. 124]. — Wie die Gottesliebe des Mystikers alles andere absorbiert, so sagt Bettina von diesem höheren Menschen: „nichts soll außer ihm geschehen, wir

sollen von keinem Glück wissen als nur in ihm" [IV. 124]. Oben hat Bettina gesagt: „Alle Wahrheit ist Eingebung". Dazu nun die Fortsetzung: „Alle Wahrheit ist Eingebung, und alle Eingebung ist Liebkosung" [IV. 83]. So bittet sie Goethe, alles was sie ihm schreibt, aufzunehmen „als Ereignisse hohen Genusses und reizender Liebesbegebenheiten" [IV. 43]. Und folglich wird umgekehrt jede Liebkosung religiös verbrämt. Wenn der Briefträger einen Brief bringt und vermutet, daß er vom „Herrn Liebsten" sei, — so antwortet Bettina: „Ja . . für die Ewigkeit!" [III. 211] und wenn sie vollends bei Goethe ist: „Hab ich je Andacht empfunden, so wars an Deiner Brust, Freund! — Tempelduft, den Deine Lippen hauchen, Geist Gottes, den Deine Augen predigen . . . Deine Gewande, Dein Antlitz, Dein Geist, alles strömt eine Heiligung aus . . ." [IV. 68]. Und ferner: „. . . keiner Weisheit bin ich mir bewußt; allein der Tag, an dem ich Dich gesehen habe, hat mich verständigt mit dem, was Schönheit ist. Nichts spricht überzeugender von Gott, als wenn er selbst aus der Schönheit spricht, so ist denn selig, wer da siehet, denn er glaubt . . ." [III. 553].

Wie der Mystiker nur ein Erlebnis kennt — so auch Bettina: „Ich habe nämlich nichts anderes erlebt als die Liebe, und in ihr kein anderes Ereignis, als daß mit oder ohne Gegenstand mein Geist glüht und sich sehnt . . ." [VII. 402]. Die ganze Natur wird denn auch von diesem Einen bewegt: „Ich glaubte doch damals, die ganze Natur bestehe bloß aus dem Begriff [!] aufgeregter Gefühle, davon komme das Blühen aller Blumen, und dadurch schmelze sich das Licht in alle Farben, und darum hauche der Abendwind . . ." [IV. 46]*)

Wenn freilich selbst der Mystiker im Objekt seines Schauens nicht völlig zu versinken vermag — bei Bettina bleibt es nur allzu deutlich, daß sie noch in der angeblichen Ekstase ihrer Liebes- und Verehrungsraserei („Raserei meiner Leidenschaft" IV. 174) nichts als sich selber sucht: „Die Seligkeit, gesehen zu sein und Dich zu sehen!" [III. 542]. Das Wort „Genuß", das auch die echte Mystik nicht verschmäht, kehrt bei Bettina immer wieder. Auch sie sieht, was die Augen nicht sehen, was der Geist sich erschafft als „die Bilder meiner seligsten Genüsse" [III. 547]. Selbst von Christus erklärt sie**): „Du brauchst ihn nicht zu nennen, nicht zu bekennen, wenn Du ihn nur genießen magst" [V. 322]; „. . den Gedanken empfinden, den die Liebe entzündet . . . das ist Wollustschauer" [III. 205].

*) Die Unterstreichungen von Bettina.

**) nach den angeblichen Worten eines anderen.

Zwar wehrt sich Bettina gegen Pückler: „. . es ist nichts von Mystizismus, von dem Sie zu glauben scheinen, er sage meiner Natur zu“ [VII. 424] — aber eben die Notwendigkeit auch dieser Verteidigung wieder sagt genug. Von echter Mystik findet sich freilich bei Bettina nichts, von imitatorischem Mystizismus um so mehr. Sie selbst spricht von „mystischen Beziehungen“ [IV. 16], von einer „mystischen Kraft“ [III. 546], von „mystischen Wirkungen“ [III. 416], von „magischen Erzeugnissen Gottes“ [IV. 152]. „Das Werk Gottes . . . ist Magie . . . Das Geborenwerden der göttlichen Natur ins irdische Leben und sein Sterben im vorbereiteten Schmerz ist magische Beschwörungsformel“ [IV. 152]; „. . das überströmende unbegriffne Ahnungsgefühl wunderbarer Kräfte und ihrer mystischen Wirkungen“ [III. 416] muß man in sich aufnehmen usw., usw. Bettina sucht das Religiöse und redet vom Religiösen — eben weil sie es nicht hat. Aber sie glaubt es zu haben. Sie glaubt, „daß Religion alles erzeugt hat, ja daß sie selber der sinnliche Trieb zum Leben in jedem Gewächs und jedem Tier ist“ [III. 282]. „Gefühl ist sinnliches Dasein Gottes“ [VII. 36]. Noch bei einem Thorwaldsen oder Byron spricht Bettina von „Glorie“, „Offenbarung“ und „Heiligenschein“ [V. 156 und 155]. Von sich selber aber fürchtet sie (wieder einmal nüchtern aufgewacht!) — sie könnte im Alter etwa eine Betschwester werden, wenn der Quell ihres Erlebens — die Liebe — versiegt ist: „vielleicht bete ich dann, statt zu lieben!“ [IV. 68]. Denn auch jene merkwürdige Spaltung der Persönlichkeit, die die seelischen Erlebnisse des echten Mystikers auszeichnet, kennt Bettina sehr gut. Auch sie belauscht mißtrauisch sich selber und erlebt inmitten ihrer „Ekstase“ skeptische Ernüchterung: „. . da besann ich mich, ob ich denn wirklich mit Dir spreche, oder ob ich nur mich von Dir hören lasse?“ [III. 246]. Wie der Mystiker sucht Bettina die „Einheit“ und findet sie nicht: „. . das wahre Sprechen ist eine Harmonie, ohne Scheidung, alles in sich vereint“ [III. 246]. Aber auch sie glaubt an den endlichen Erfolg. „. . wenn ich Dir die Wahrheit sage, so muß Deine Liebe in meine überfließen — das glaub ich“ [III. 246].

Damit kommen wir zum Kern mystischen Erlebens: zur unio. Denn die Verbrämung mit religiösen Schmuckmotiven geht noch viel weiter.

f)

Das Goethe-Erlebnis Bettinas wird dem Christus-Erlebnis der Mystiker (natürlich nicht ausdrücklich gleichgesetzt, aber doch) völlig analog behandelt.

Vor allem der Begriff der „Empfängnis" und der der „Geburt" — ganz entsprechend der oben behandelten Kunstauffassung Bettinas — wird auch bei ihr als Symbol geistig-sinnlicher Vorgänge genommen. Der Geist „ist das geliebte Kind Gottes" [III. 531] „. . der Mensch selbst ist die Empfängnis" [III. 536]. Das Zeugende und das Gezeugte ist wie in der Mystik ein und dasselbe: „Das Suchen nach Gottbegreifen ist das Sichselbsterzeugen des Menschen" [VI. 323]; es ist ein süßer Drang, das Göttliche zu erzeugen und zu gebären" [V. 329].*) Vom „keimenden Geist der Erzeugung" [III. 531] wird gesprochen, von einem „Ineinanderfügen geistiger Kräfte" [III. 536], „. . wo die Lebensquellen von Geist und Sinne ineinanderströmen" [IV. 155]. „Ist das nicht göttliche Gewalt, die eingeht durch meine Seele wie durch eine Pforte in meinem Geist, eindringt, sich mischt und verbindet mit einer Natur, die vorher unberührt war [immaculata!], mit ihr neue Gefühle, neue Gedanken, neue Fähigkeiten erzeugt!" [IV. 177]. „Da blühen Geister aus dem Geist; sie umschlingen einander, sie strömen aus, sie trinken einander, sie gebären einander" [III. 247]. Doch immer muß der „keimende Geist" [III. 531] über den Menschen kommen: „Du kannst den Geist nicht erzeugen, Du kannst ihn nur empfangen" [IV. 84]. Zur Empfängnis aber gehört „Liebe". „. . die Liebe ist der Mutterschoß des Geistes" [IV. 82], „. . ist das Berühren des Göttlichen mit dem Menschlichen" [III. 169/70]. „Da steigen göttliche Träume herauf und nehmen sie [die Seele des Liebenden] in ihren Schoß und hüllen sie ein" [III. 144]. Man beachte die immer wiederkehrenden Bilder aus dem Bereich des Erotisch-Gynäkologischen. Die gleiche Erscheinung auch in ganz anderen Zusammenhängen: der Mond z. B. „schmiegt sich schmeichelnd in den Schoß der Täler, und ich fühle deutlich, wie sie ihn liebt, die Natur, und wie er ihr geneigt ist, der Mond" [IV. 149]. Liebe, die vollendete Empfängnis, ist nur möglich unter vollendeter Hingabe: „Du magst Dich tausendfach aus Dir heraussehnen, nie wirst du dich selbst finden, als indem Du Dich in einen andern ergießest" [IV. 140].

Und wenn es nun ein Goethe ist, der geliebt wird! Nur die erhabensten Bilder aus den sanktionierten Gleichnissen der Heiligen Schrift können genug tun. Schon die leibliche Geburt Goethes gibt Anlaß zu Seligpreisungen der Mutter „. . . denn selig ist der Leib, der Dich getragen hat" [III. 154]. Die Geburt Wolfgang Goethes bekommt sakralen Charakter. Die Natur selber ist in Goethe Mensch geworden. „Und wieder muß ich vor dieser Menschwerdung

*) Unterstreichung von Bettina.

niederknien und muß Dich lieben und begehren wie alle Natur" [III. 486]. — Wie der Seelenbräutigam im Hohen Lied wird Goethe „süßer Freund" genannt [IV. 16]. Und in der Tat: „Eine andere Braut . . eine himmlische" hat Bettina im Sinn [V. 532]. Ihr Denken und Fühlen ist nichts als „ein Aufruf an Dich: Komm! Sei bei mir! Finde mich in diesem Dunkel!" [III. 546]. Sie malt sich aus, wie das wäre, bei ihm zu sein: „. . die Seele müßte wie eine Braut aus ihrer Kammer treten ohne Schleier" [III. 125]. Goethes Geist und Bettinas Geist „berühren" sich in „süßem Einverständnis" [III. 205]. Denn Bettina „versteht" ihn und Verstehen ist „süßes sinnliches Uebergehen in den Geliebten" [IV. 9]. Bettinas Herz ist ein „Mutterschoß" [III. 152] und Goethes Lieder „der Samen" [III. 153], der hineinfällt, und natürlich wünscht sie sich, „mein ganzes Sein" wäre „eine Empfängnis Deiner Schönheit" [IV. 150] usw. usw.

Das alles schreibt sie an Goethe „mit einem unwillkürlichen Begehren, mich an ihn zu drängen" [VII. 352]. Kein Wunder, wenn sie einem anderen Freund gegenüber (Pamphilius) dessen „Verliebtheit in die Muttergottes . . . närrischerweise . . ." auf sich selber „appliziert", derart „. . daß ich in der Nacht einen Traum hatte, als sei ich guter Hoffnung mit Deinem Genius" [V. 294]. — Wir vermeiden es, im Sinn einer Bewertung zu all diesen psychologischen Seltsamkeiten Stellung zu nehmen. Immerhin: difficele est satiram non scribere. Goethe gegenüber treibt sie die Geschmacklosigkeit nicht ganz so weit, aber immerhin weit genug.

Was anderen Leuten, die „häufig in die Kirche" gehen, ihr „Freund" Jesus bedeutet — das ist für Bettina ihr Freund Goethe [III. 539]. Wenn sie abends einschläft und dabei an Goethe denkt, so nennt sie das „im Herrn entschlafen". „Oft fällt mir dieser Spruch ein, wenn ich so zwischen Schlaf und Wachen fühle, daß ich mit Dir beschäftigt bin" [III. 144]. Man denkt an den Gärtner Christus und an Magdalena, wenn es heißt: „Da wart ich auf Dich im Traum, ich harre und sehe mich um nach Dir; ich gehe auf engen, verwachsenen Wegen hin und her und eile zurück, weil ich glaub, jetzt bist Du da" [III. 237]. Noch deutlicher nach Goethes Tod: „Seit sie Dich tot sagen, klopft mir das Herz vor heimlicher Erwartung. Es ist, als hättest Du mich dahinbestellt, um mich zu überraschen wie sonst im Garten" [IV. 161]. Der Geist Goethes ist „aufgefahren zu den Himmeln" [IV. 167, auch IV. 160] und Bettina schaut wie ein verzückter Jünger zu ihm empor: „. . . ich glaubte den Saum seines Gewandes zu berühren, — ich streckte die Hände aus nach

ihm! — Es war mir, als fühle ich seine Gegenwart im blendenden Schimmer" [IV. 172]. Oder III. 543: „Damals betete ich oft um das einzige, daß ich Deinen letzten Atemzug küssen dürfe; denn ich wollte gern Deine auffliegende Seele mit meinen Lippen berühren". Wie in der Apokalypse werden „Siegel" gelöst [V. 534], wie der Mutter Gottes geht Bettina „ein schneidend Schwert" durch das Herz [III. 133]. Wie bei Christus und den Heiligen gibt es „Wunden", die wieder zugedrückt werden und die Bettina nicht „zu beschauen" wagt [III. 539], und analog der Weihnachtserzählung heißt es von Goethes Berühmtheit: „Könige kamen und berührten den Saum Deines Mantels und brachten Dir goldne Gefäße" [IV. 154].

g)

Die Kindheit Goethes, wie sie uns in M. e. K. geschildert wird, ist also nicht nur bewußt unreal oder überreal gestaltet, sondern zugleich unbewußt mythologisch gefärbt. Was Bettina als „Offenbarung" oder „Inspiration" empfindet, enthüllt sich zum Teil (und eben dieser Teil interessiert uns hier) als eine ins Unterbewußte zurückgedrängte Schicht von Bildungselementen, die aus mythologischen Vorstellungen gespeist werden. So erklären sich gerade die größten „Uebertreibungen" Bettinas auf das einfachste: der embryonale „Wille" (Zorn ꝛc.) des Kindes, der als Heldentat, ja als Zeugungskraft eines noch ungeborenen Gottes oder Heros in den Mythologien so oft erscheint; ebenso die kosmischen Beziehungen, ferner die überkindliche Weisheit bei Auslegung des Lissabonner Erdbebens. Aber auch das Mögliche — etwa die auffallende Schönheit des Kindes, sein Selbstbewußtsein, seine Gewißheit, sich auszuzeichnen, seine Lust, das Schwesterchen zu „beherrschen" usw. — tritt damit in ein neues Licht. Erklärlich wird jetzt auch die Sucht Bettinas, immer mehr zu verallgemeinern, je mehr sie sich der Kontrolle entzogen weiß: der mythologische Held muß in eine abstrakte Welt entrückt werden.

Daß das alles auch in M. e. K. nur in der Tendenz geschieht, ist selbstverständlich. Bettina ist sich ja solcher Zusammenhänge selber kaum bewußt. Alle mythologischen Anklänge bleiben rudimentär. Aber die Tendenz ist deutlich:

§ 11.

Die Skala der Quellen.

Die Skala unserer Quellen — oder vielmehr die ihrer Tendenzen — schwingt also von mythologischer Fabel (Geburt, Sterne, das Kind

unter den „Schriftgelehrten") bis zur konkreten Wirklichkeit („bayerische Halbgulden", „immer seine Lakaien"). — Die — selbstverständlich nur schematische — Anordnung ist folgende:

A., das in gewisser Beziehung zu M. e. K., in anderer Hinsicht zu D. u. W. gehört, kann als ganz unbedeutend ignoriert werden; doch bietet die Untersuchung, auch auf A. ausgedehnt, keinerlei Unstimmigkeiten.

§ 12.

Die Richtigkeit der Beweisführung an einzelnen Eigenschaften erläutert.

Es wäre leicht, die Richtigkeit unserer Linie zu bestätigen, indem man einige der Kindheitsanekdoten durch die verschiedenen Quellen hindurch verfolgt. Doch ist das oben in den §§ 4, 5, 6 — wenn auch unter anderen Gesichtspunkten schon geschehen und kann dort leicht nachgeprüft werden. Schwieriger und eben deshalb noch beweiskräftiger wird es sein, wenn wir an einigen Haupteigenschaften die Richtigkeit unserer Beweisführung (bescheidener: unserer Annäherungsrechnung) dartun, um dann in einem Gesamtbild des Kindes Goethe die Summe zu ziehen.

A. Die auffallende Schönheit des Kindes ist

1. abzulehnen, weil M. e. K. und D. deutlich mythologisierend übertreiben (Aufsehen in der Öffentlichkeit; ungeborene Kinder, die ebenso schön werden sollen wie das Wunderkind); weil M. nichts erwähnt und D. u.

W. energisch reduziert, wie in § 4 leicht nachgelesen werden kann.

2. anzunehmen, weil D. u. W. immerhin abgeschwächt übernimmt und die Reduzierung wenigstens zum Teil auf jenes Unbehagen zurückgeführt werden könnte, sich selber loben zu müssen.

Die Anordnung der sich äußernden Quellen — M. e. K., D. und D. u. W. — entspricht unserer Linie. Daß D. gleich M. e. K. ist, also gegenüber M. e. K. keine Annäherung an die Wahrheit zeigt, hat sich uns schon früher erklärt: es handelt sich um früheste Erlebnisse, bei denen Kontrolle durch den Briefempfänger nicht zu befürchten war. Auch fällt ins Gewicht, daß man gerade in Bezug auf die „Schönheit" die Schilderungen in D. als bewußt-unbewußte Liebesäußerungen der Briefschreiberin auffassen darf, die vielleicht auch dann nicht unterdrückt worden wären, wenn Goethe genauer hätte nachprüfen können. — Die Abschwächung von D. nach (M. und) D. u. W. ist so rapid, daß die Eigenschaft viel mehr abzulehnen als anzunehmen ist.

B. Das stark entwickelte Selbstbewußtsein ist

1. abzulehnen, insofern die Uebertreibungen in M. e. K. in D. reduziert sind oder gar nicht erscheinen. Der „Zorn" des Neugeborenen [M. e. K. 492], das Beherrschenwollen des Schwesterchens [498], der Glaube an den Einfluß „seiner" günstigen Sterne [499], die „revolutionären Aufregungen" des Kindes [503], das Hinauswerfen des Geschirrs, nur „weil" ihn das Rappeln freute [499], die Unzufriedenheit mit dem, was „andern Leuten genügt" [499], — alles das fehlt in D. — Die Erzählungen in D. fast alle aus frühester Kindheit, also Goethe gegenüber sorglos wiedergegeben, also verdächtig. — Von D. zu D. u. W. weitere Abschwächungen und — Gegengewichte: Spott über die „Anmaßungen" [26, 75] und den „Dünkel" [26, 109]; das Kind hätte selbst nicht gewußt, durch was es sich eigentlich auszeichnen wolle [26, 257]; es sei im übrigen „zur Ehrerbietung geneigt" gewesen [26, 72].

2. anzunehmen, weil auch in D. stark betont. Das Kind schreitet „sehr gravitätisch" [203], verlangt, daß ein anderes Kind, das es „nicht leiden" kann, hinaus „soll" [191], ist „gewaltig zornig" [191] und leicht „zum Zürnen"

[191] zu bringen, ist mutwillig [189], trotzig [192] und glaubt sich schon über Mutter und Geschwister „ärgern" zu müssen [192]. Es zeichnet sich „sonderbar" aus und ist überzeugt, daß es sich noch „mit allerlei auszeichnen" werde [203]. Aus späterer Zeit, an die also Goethe sich noch erinnern mußte, wird erwähnt, daß er „ganz entsetzlich eigen" [203] gewesen sei. — Die stärkste Stütze aber erfährt die fragliche Eigenschaft durch die sehr gewichtige Aeußerung in M. „immer die Lakaien" [M. I. 158] und durch die vielfache Erwähnung in D. u. W. Das Kind hat „auch wohl im Sinne, etwas Außerordentliches hervorzubringen" [26, 257], es betrachtet nicht nur die Welt, sondern auch sich selber schon früh „mit innerem Ernst" [26, 100]. Es zeichnet sich gerne aus und verliert alle „Lust und Liebe" [27, 124], wenn ihm eine Möglichkeit dazu entgeht. Es will „großen Vorteil" gewinnen, den andere ihm so schnell nicht abgewinnen [26, 101]. Im Unterricht erscheint ihm manches „lächerlich" [26, 46]. Gott will er sich „unmittelbar nähern" [26, 63], ja er bildet sich ein, daß Gott ihm „besser" hätte begegnen sollen [27, 201]. „Selbstgefühl" [26, 49] wird erwähnt, „Dünkel", „Eitelkeit" [26, 109], Einbildung auf äußere Vorzüge [26, 105], Lust an Spott [26, 71] und „Galle", die leicht zum Kochen kommt [26, 106].

Die Abschwächung im Sinn unserer Linie ist also wieder deutlich da. Doch behauptet sich die Eigenschaft so kräftig bis nach M. und D. u. W., daß sie vielmehr anzunehmen als abzulehnen ist.

C. Die „Weisheit" ist

1. abzulehnen, da die Erzählungen in M. e. K. — die von der Geburt und die vom Lissaboner Erdbeben — deutlich wieder den Charakter mythologischer Uebertreibung an sich haben. Das ungeborene Kind hat sich drei Tage „bedacht" [III. 492], in diese üble Welt einzutreten, und auch dann ist es „zornig", daß es dazu gezwungen wird. M. e. K. wird dabei ergänzt durch das Königsbuch, das als Quelle genau wie M. e. K. zu bewerten ist. Schon vor der Geburt fühlt die Mutter, „was aus meinem Kind wird werden" [VI. 101] und „vom ersten Augenblick, da er geboren war", geht ihr ein ganz anderes

„Licht" auf „über alle Dinge" [VI. 102]. — Die „Auslegung" des Knaben beim Erdbeben von Lissabon, die „alle an Weisheit übertraf" [III. 502] entspricht der Erzählung vom 12-jährigen Jesus im Tempel. Goethe, von dem Bettina die Erzählung übernimmt, spricht von „Schriftgelehrten" [26, 43]. An diesem — natürlich ganz nüchtern, ja ironisch gemeinten — Wort (Goethe mag an Voltaire und an Kant gedacht haben), hat sich die mythologische Phantasie Bettinens unbewußt entzündet! Wenn in D. schon der Säugling „gescheuter" [D. 188] ist als alle anderen, so ist das genau so zu bewerten. — Die Erzählung von der Geburt erscheint in D. viel nüchterner. — In M. nichts. — In D. u. W. statt der „weisen" Auslegung die deutliche Versicherung, daß das Kind „vergebens" versucht hätte [26, 43], mit dem Lissaboner Erlebnis fertig zu werden. Daß der 26, 53/54 und 26, 101/102 erwähnte „Stoizismus" nicht als Weisheit gemeint ist, wurde oben gezeigt. — Zu bedenken ist auch, daß das Wenige, was in D. u. W. für die Annahme der „Weisheit" spricht, auch bei Goethe einen Reflex seines späteren Lebens darstellt.

2. anzunehmen, weil der in D. u. W. erwähnte „innere Ernst" [26, 100] und der „Hang zum Nachdenken" [26, 53], allenfalls auch die Lust, „menschliche Zustände" zu erfassen [26, 24], im Sinn unserer Eigenschaft gedeutet werden könnten. Daß Goethe nicht von „Weisheit" spricht, ist aus der Tatsache der Selbstbiographie verständlich.

Die Linie von M. e. K. über D. zu D. u. W. ist hier besonders kontinuierlich, der Verlust auf absteigender Linie sehr stark. Von der „Weisheit" des Kindes bleibt also so gut wie nichts übrig.

D. Geistige Empfänglichkeit (starke und rasche Reaktionsfähigkeit) ist

1. abzulehnen lediglich in der (abermals mythologisch gefärbten) Uebertreibung von M. e. K.: „revolutionäre Aufregungen" und „ungeheurer Eindruck" beim Erdbeben von Lissabon [III. 503 und 502]. „Erschütterung" des Wickelkindes durch den Mond [497]. Häufiges Betrachten der günstigen Sterne, wiederholte Nachahmung

ihrer Stellung und „Forschungen" darüber durch Ausfragen der Mutter [499]. — Von all diesen Verzerrungen *nichts* in D.

2. *anzunehmen* wegen der starken (und doch nicht auszeichnenden, sondern ganz selbstverständlichen) Betonung in D. u. W. (in M. — I. 163 und 161 — nur der Eindruck der italienischen Schilderungen). „Besonders" starker Eindruck des Puppentheaters [26, 19]; „tiefer" Eindruck der italienischen Kupferstiche [17]; „Eindruck" pietistischer Schilderungen [63]. Tiefe „Erschütterung" durch das Lissaboner Erdbeben [41]. (Goethe nimmt dieses stärkste Wort für das stärkste Erlebnis seiner Kindheit; Bettina nimmt es für Mond und Wickelkind). „Angeborene" [26, 238] „Lust" [26, 24], im menschlichen Leben möglichst viele Eindrücke zu empfangen [auch 26, 245]. Unangenehmer Eindruck [26, 73] durch menschliche Schwächen; Freude [26, 22], ja Unersättlichkeit [26, 16] an Eindrücken aus Natur und Landschaft. Leichtes Fassen [26, 46 und 141] und schnelles Entwickeln von Gegenständen des Unterrichts [26, 46]. Deshalb „Neigung" zu wissenschaftlichen Stoffen [26, 24], „unruhige Wißbegierde" [27, 38]. — Auch der „anhaltende", ja der „hastige" Fleiß [27, 39] bekommt in diesem Zusammenhang — im Sinn rascher Reaktion — positive Bewertung. Ebenso das bloße Beginnen und rasche Erlahmen beim Lernen und Zeichnen [26, 124 und 248/249; 27, 18].

Die Eigenschaft, gar nicht weiter auszeichnend und für die Kindheit eines Goethe selbstverständlich und nicht des Beweises bedürftig, ist doch gerade deshalb für unsere „Linie" interessant: in M. e. K. im Grund *nur* die Uebertreibungen in Bezug auf Mond und Sterne (Mythologie). Die weitere Uebersteigerung beim Lissaboner Erdbeben geht stofflich auf D. u. W. zurück. M. e. K. hat also *weniger als nichts*, d. h.: ganz wenig mit negativem Vorzeichen; D. hat *nichts*; M. hat nur einen *Anklang*; dann weiteres Absinken zu D. u. W. *mit starker Verdichtung*.

Die Beispiele dürften genügen, um das in § 14 gebotene Gesamtbild zu erläutern: man braucht sich nur die übrigen Eigenschaften bis in alle einzelnen kleinen Erwähnungen hinein nach gleicher Methode behandelt zu denken.

§ 13.

Methode der Schlußfolgerung.

Die in § 4, 5, 6 durchgeführten Vergleiche, unter Berücksichtigung der in § 8, 9, 10 erschlossenen Tendenzen und Bedingtheiten der einzelnen Quellen, haben uns — im Sinn unseres § 2 — auf die Spur der Wahrheit geführt: sie lassen uns ganz deutlich die Richtung erkennen, in der die Wahrheit liegt. Nun bleibt uns übrig, die aus den Untersuchungen wie von selbst sich formierende Linie von M. e. K. nach D. u. W. über D. u. W. hinaus zu verlängern — freilich nicht mit voller Sicherheit, gewißermaßen nur punktiert, statt voll ausgezogen — aber doch mit jener hohen Wahrscheinlichkeit, mit der wissenschaftliche Untersuchungen sich so oft zufrieden geben müssen, wenn es schlechterdings unmöglich ist, einen historischen Bestand — noch dazu wie hier in schlichter Alltäglichkeit verankert — durch andere Mittel zu erfassen.

Das Ergebnis ist ein Gesamtbild des Kindes Wolfgang Goethe, das, wie wir sehen werden, vielleicht nicht alle Züge berücksichtigt, aber doch völlig hinreichend ist, jene falsche Perspektive zu korrigieren, die zu beseitigen wir in § 1 versprochen haben. — Alles, was in unserem Gesamtbild nicht berührt ist, wird stillschweigend übergangen, weil es nach unseren obigen Untersuchungen der Wahrheit nicht entspricht.

Es ergibt sich folgendes.

§ 14.

Gesamtergebnis: Das Kind Wolfgang Goethe.

Das Kind Wolfgang Goethe war — besonders in den frühesten Jahren — offenbar ein hübsches Kind [§ 4], auch ein braves Kind, das zum Schwesterchen die „zärtlichste Zuneigung" hat [D. 191] und „so schön" [III. 65] mit seinen kleineren Geschwistern spielt, ihnen Geschichtchen erzählt und Lektionen ausarbeitet [D. 192]; fleißig [27, 39]; wahrheitsliebend [26, 100], guten Willens [27, 201], von „natürlicher Gutmütigkeit" [26, 265] und ehrerbietig [26, 72] gegen alles, was ihm irgendwie ehrwürdig erscheint.

Doch wird die Bravheit nicht zu weit getrieben. Das Kind weint wie andere Kinder [D. 190], wenn es ängstliche Träume hat, ja es heult bei unangenehmen Eindrücken [D. 191] und ist nicht zu beruhigen; es flüchtet vor den häßlichen Fleischbänken [26, 23], wagt sich in die enge schmutzige Judengasse [26, 236] nicht hinein und hat

Angst vor einem „schwarzen Kind", also wohl vor einem Kind mit besonders dunklen Haaren oder sonst fremdartigem Aussehen [D.191]. Dennoch ist Wolfgang neugierig [26, 136] und zudringlich wie alle Kinder [26, 203], maßt sich allerlei an [26, 75], ist frühreif [26, 47] und zuweilen nicht ohne kleine Tücke [26, 141]. Er zerbricht seine Spielsachen wie andere Buben [26, 13], liebt wie sie die Süßigkeiten [26, 60, 135, 158, 164] und freut sich wie alle seine Kameraden an öffentlichen Aufzügen und dergl. [26, 136]. Bei Enttäuschungen kocht ihm leicht die „Galle" über [26, 106] und wenn die Erwachsenen ihm seinen Willen nicht tun, wird er „gewaltig zornig", geht ungezogen zu echt kindlichen Tätlichkeiten über [D. 191]. Wie andere Buben spielt Wolfgang halsbrecherische [VI. 84] Spiele, veranlaßt auch die Schwester, mitzutun, ist voll Mutwillen [D. 189] und Leichtsinn [26, 49].

Zugleich bildet er sich allerlei ein [26, 105] und hat offenbar ein dunkles Gefühl dafür, daß er Ursache dazu hat. Zwar gehen seine intellektuellen Fähigkeiten über die eines lebhaften und gescheiten Kindes nicht hinaus. Fremde Sprachen erfaßt er mit besonderer Leichtigkeit [26, 46], niemand tut es ihm in rhetorischen Dingen zuvor [26, 46], so daß er schon früher als seine Kameraden Verse schmiedet und die Eindrücke zu Aufsätzen, Geschichtchen oder Gedichtchen verarbeitet [26, 77]. Auch zeigen sich seine „angeborenen Gaben" [26, 45] vor allem in einem bemerkenswerten Sinn für das Logische. Im Gebahren der Menschen [26, 73; 27, 124], in den Berichten der Bibel [26, 202] geben Widersprüche Anlaß zum Grübeln. Selbst das Verhalten Gottes wird kritisch abgewogen [27, 201]. Doch wird dieser „Hang zum Nachdenken" [26, 53] und der "innere Ernst" [26, 100], mit dem Wolfgang schon früh sich und die Welt betrachtet, ausgeglichen durch eine ungewöhnliche Aufgeschlossenheit allen lebendigen Eindrücken gegenüber.

Bis in die Bildungserlebnisse hinein ist die Reaktionsfähigkeit von äußerster Intensität. Beim Märchenerzählen unermüdlich zuhörend, schwillt ihm gleich die Zornader an und muß er die Tränen verbeißen [III. 500], wenn das Schicksal eines Märchenlieblings nicht nach seinem Willen geht, ist dagegen „Feuer und Flamme" [III. 501], wenn die Geschichte ihn befriedigt. Wenn der Vater von Italien erzählt [M. I. 159, 161, 163; 26, 47] oder italienische Bilder betrachtet werden [26, 17] — so erzeugt das im Kind lebhafte Wünsche. Die erste Begegnung mit dem Puppentheater [26, 19], das Aufsuchen historischer Orte oder die Schilderung historischer Ereignisse [26, 24;

26, 25] veranlassen tiefgehende Wirkungen. Die starken Eindrücke erhöhen das Verlangen, immer mehr kennen zu lernen und so viel als möglich zu treiben [26, 186]. Das innerlich Empfangene wird so oft wiederholt, erneuert, verarbeitet, daß das Kind nie lange Weile hat [26, 50]. „Hastig" [27, 39] und „so geschwind als möglich" [26, 124] eignet sich das Gedächtnis die Stoffe an, wenigstens die Stellen, die am „auffallendsten" waren [26, 124], also den größten Eindruck gemacht hatten; der raschen Erregung entspricht freilich ein ebenso rasches Erlahmen, sodaß vieles nicht glückt und unvollendet liegen bleibt. So abschreckend finstere Gassen [26, 236], häßliche Gewerbe [26, 23], erschreckende Gestalten [D. 191] wirken — so erfreulich und nicht minder tief sind angenehme Eindrücke, die entweder einfach hingenommen werden (wie die heiteren Bilder, die die Vaterstadt bietet [26, 22]) oder voll Neugierde und Wißbegierde [26, 30; 26, 238] aufgesucht und immer wieder erneuert werden. Wie es bei anderen Menschen zugeht, in anderen sozialen Schichten, Berufen, ja bei anderen Rassen [26, 236] — das kennen zu lernen hat Wolfgang die größte Lust [26, 24], nicht infolge einer intellektuellen Ueberlegung, sondern nur als Auswirkung des natürlichsten Verlangens [26, 187], wie es in allen Kindern wirksam ist, aber mit einer Intensität, die ihm alles geheimnisvoll „anziehend" [26, 245] macht und ihn veranlaßt, sich selbst dem fremden Kreis irgendwie teilnehmend, ja tätig einzugliedern und „mit Gefallen daran teilzunehmen" [26, 238].

Dennoch übt Wolfgang — gefühlsmäßig — Kritik (wie die meisten geistig regen Kinder) und hat weder Willen noch Gabe, sich „geschickt" anzupassen [26, 314]. Je nachdem die Menschen ihn anziehen oder abstoßen [26, 314] schließt er sich leidenschaftlich, ja zudringlich an sie an oder bleibt „stöckig" und „still", also verschlossen. Er „fragt" dann nicht weiter [26, 314], ob den Leuten sein Gebahren passe oder nicht, sondern bewahrt sein sehr entwickeltes „Selbstgefühl" [26, 49] auch den Erwachsenen gegenüber — er, der mit seinen Spielkameraden so selbstbewußt umspringt, daß es ihnen zuweilen ist, als seien sie seine „Lakaien" [M. I. 158].

In der Tat sucht er zuweilen einen „großen Vorteil" [26, 101] über sie zu gewinnen, den ihm die „andern so geschwind nicht" abgewinnen können. Schon als ganz kleiner Kerl möchte er — voll Eifersucht — das Schwesterchen „beherrschen" [III. 498] oder „ärgert" sich [D. 192] über Eltern und Geschwister. Schon als Dreijähriger glaubt er gewissermaßen verlangen zu dürfen, daß ein Kind, das er nicht leiden kann, um seinetwillen einfach „hinaus soll" [D. 191].

„Gravitätisch" [D. 203] wandelt Wolfgang umher, nimmt sich eine „gewisse Würde" heraus [26, 100], die auch äußerlich sich kund tut, ja vielleicht ist dann und wann irgendwie ein Gefühl in ihm: als ob er in seinem Leben sich „mit noch allerlei auszeichnen" werde [D. 203] ein spontan sich auslösender Ehrgeiz, alle andern zu überflügeln. Und wenn er auch nicht recht weiß, wie und was das Auszeichnende sein wird — jedenfalls hat er zuweilen im Sinn, „etwas Außerordentliches" hervorzubringen [26, 257].

Gott sich „unmittelbar" zu nähern [26, 63] scheint ihm ganz angemessen, zumal Gott seiner Meinung nach ihm „besser" hätte begegnen sollen [27, 201]. Zuweilen steigert sich das Selbstgefühl zu Spottlust [26, 71], „Dünkel" und „Eitelkeit" [26, 109] und jedenfalls neigt er dazu, sich auch auf äußere Vorzüge, die durchaus nicht seine Verdienste sind, etwas einzubilden [26, 105]. Im Unterricht, wo ihm manches „lächerlich" [26, 46] erscheint, wird es ihm leicht, sich hervorzutun und es bereitet ihm einen sichtlichen Verdruß, wenn ihm eine Gelegenheit dazu entgeht [27, 124].

In manchem ist Wolfgang „ganz entsetzlich eigen" [D. 203; A. 29, 234] und „ein wunderlich Kind" [A. 29, 235]. Wunderlich auch durch sein träumerisches Wesen, das ihn von einem Gegenstand zum anderen lockt, ihm, nach der Meinung der Erwachsenen, nicht die nötige Ausdauer und Tüchtigkeit gibt [26, 248/249; 27, 18], so daß der Vater meint, daß er „liederlich" wirtschafte mit seinen reichen Gaben [26, 45].

Noch mit 7 Jahren zählt Wolfgang auf dem Zahlbrett seines Vaters bayerische Halbgulden immer wieder hin und her, während die Gedanken träumerisch in die Ferne schweifen. Nichts Kindlicheres als dieses Immerwiederneuanfangen (so wie gesunden Kindern beim Burgenbauen Aufbauen und Einreißen dieselbe Lust bedeutet); nichts bezeichnender als diese trockene, beinahe stumpfsinnige Beschäftigung, die im mechanischen Wechsel des Fertigwerdens und Neubeginnens und in der gewissermaßen metrischen Fügung der Reihen wie ein Netz wirkt, das die störende Außenwelt fernhält, sodaß die Phantasie des Kindes ungehemmt — und kaum bewußt — sich ergehen kann. So wenig kann die Welt diesem Kind jemals langweilig werden [26, 50], daß es sich selber lange Weile schafft, um Raum zu gewinnen für die leidenschaftliche Hingabe an die Reflexe des Sinnenlebens, die nun im Unterbewußten zu neuer Tätigkeit sich entfalten. So darf der „Hang zum Nachdenken" [26, 53] nicht nur logisch-diskursiv gedacht, sondern vor allem auch auf die Phantasiewelt der Gedanken be-

zogen werden. So kann das „Ernste und Ahnungsvolle“ [26, 16] in diesem Kind erst unser volles Verständnis finden, seine Sehnsucht [26, 16], sein Einsamkeitsgefühl [26, 16], seine Freude [26, 22] und Unersättlichkeit [26, 16] der schönen Welt gegenüber. Daher auch die Lust, sich zu verkleiden [27, 348], d. h. sich selber zu vermannigfaltigen. Daher der Enthusiasmus für Puppentheater und eigenes Theaterspiel. Daher die unendliche Lust, in fremde Verhältnisse [26, 24] sich hineinzufinden und daran teilzunehmen [26, 238].

Und daher letzten Endes die unbewußte Ehrfurcht [26, 72] vor allem, was objektiven Wert hat. Daher die Erschütterung [26, 41], wenn der Glaube an die höchste objektive Instanz, an einen guten und gerechten Gott fraglich wird. Daher der „innere Ernst“ [26, 100], der mit „religiösen Zweifeln“ [27, 125] sich quält und sich völlig „vergebens“ bemüht [26, 43], mit einer Erschütterung des naiven Glaubens fertig zu werden. Daher aber auch das instinktive Obsiegen des ehrfürchtigen Glaubens und die Gewißheit, Gott unmittelbar [26, 63] erreichen zu können.

§ 15.

Notwendigkeit der Ergänzung und Bestätigung durch andere Quellen.

Wie schon in § 2 kurz erwähnt, werden unsere Quellen — und damit auch unser Bild — noch ergänzt durch einige andere Fundstellen, die nicht die Absicht haben, von Goethes Kindheit zu erzählen, aber eben deshalb ohne Absicht es um so überzeugender tun. Nämlich:

1. die ersten 12 Kapitel von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung;
2. die Briefe und Gedichte Goethes aus seiner Kindheit;
3. labores juveniles.

Diese gilt es nun noch zu behandeln. Widersprechen sie auch nur in einer Kleinigkeit unserem Bild, so muß unser Bild falsch sein.

§ 16.

Wilhelm Meisters theatralische Sendung.

Die theatralische Sendung [Th. S.] steht unseren bisher behandelten Quellen am nächsten. Zwar beabsichtigt Goethe keineswegs, ein Bild seiner eigenen Jugend zu zeichnen, aber gerade für die frühen Kindheitserlebnisse Wilhelm Meisters ist, wie man schon oft bemerkt hat, so viel aus der eigenen Wesenheit — noch mehr freilich

aus der Atmosphäre des Hauses am Hirschgraben — bewußt übernommen, daß man an vielen Stellen nur den Namen Wilhelm mit Wolfgang vertauschen braucht, um die betreffenden Abschnitte widerspruchslos in eine Darstellung von Goethes eigener Kindheit einbauen zu können. Da der 28-jährige Goethe dabei aus eigener, offenbar noch sehr frischer Erinnerung schöpft, unbeeinflußt von Bettinens hyperbolischen Phantasmen oder sonstigen Einwirkungen von außen her, unbewußt vor allem auch durch irgendwelche Rücksicht auf ein Publikum und dessen Voreingenommenheiten, die auch der größte Autor in einer Selbstbiographie zu respektieren gezwungen ist, — so haben wir hier eine Quelle vor uns, die in gewissem Sinn D. u. W. und alles, was wir bisher behandelt haben, noch übertrifft. Andrerseits freilich wird unsere Freude an den Schilderungen getrübt durch die Erwägung, daß Goethe hier immerhin einen Roman gestaltet, daß er den Helden — so sehr er es auch selber ist, oder vielmehr gerade deshalb — mit heiter-gutmütiger Ironie, zuweilen mit Geringschätzung behandelt, daß also irgend ein objektiver Wahrheitsgehalt nicht im mindesten angestrebt ist, sondern höchstens ungewollt sich einstellt.

Dennoch finden wir für unser Bild Bestätigung genug.

Was wir bei Wolfgang als rasche Reaktionsfähigkeit vielfach sich äußern sahen, begegnet nicht minder bei Wilhelm Meister. Auch er vermag alles wiederzuerzählen, was er im Puppenspiel auf der Messe gehört hat [4], auch er ist den andern Kindern gegenüber „der Einzige" [5], der vom weihnachtlichen Puppentheater einen ganz besonders tiefen Eindruck empfängt, sich kein Wort entgehen läßt und ganz und gar bei der Sache ist („alle Worte abpaßte und bei allem zugegen war" [5/6]). „Wilhelm allein" erwartet gespannt, „wie alles ablaufen würde" [6]. Wilhelm kennt wie Wolfgang „die Wollust des Aufnehmens und Forschens" [8] und ist „in der Hitze des Erfindens . . . ganz von seinem Gegenstand durchdrungen" [21]. Auch bei ihm ist ganz einfache, allgemein kindliche „Neugierde" [9] im Spiel und auch er erlahmt rasch, wenn ein Gegenstand ihm nichts mehr zu geben hat. So sehr seine „Begierde wuchs" [14/15], solange es noch irgend etwas zu holen gibt, auch er faßt „weite Plane", macht „große Anstalten, auch wohl einige Versuche" — aber bald „bleibt alles zusammen liegen" [17/18], wenn es „etlichemal getrieben" ist [19 u. 16] und ihm „keine Freude mehr" macht [16]. Wie Wolfgang von Gedichten nur die auffallendsten Stellen auswendig lernte, so gibt es für Wilhelm „Stellen, die er auswendig" weiß und „deren

Bilder ihn immer" umschweben [19]; in den Theaterstücken sind es immer nur einzelne Szenen [18], die ihn reizen, so daß „die Stücke niemals ganz, sondern meistenteils nur die fünften Akte, wo's an ein Totstechen ging, aufgeführet wurden" [16]. Er „probierte und bereitete ewig, ohne was zu Stande zu bringen . . ." [18]. — So wünscht sich Wilhelms Vater genau wie der Wolfgangs, daß „der Knabe" seine „schönen Fähigkeiten . . . besser anwenden" möge [27/28] und nur die sprachliche Begabung, genau wie bei Wolfgang, führt zu einem einwandfreien Erfolg: „Französisch und Italienisch" hat Wilhelm „bald gelernt" und die fremdsprachliche „Korrspondenz . . . mit vieler Leichtigkeit" [28] sich angeeignet.

Wie Wolfgang hat auch Wilhelm „nie Langeweile" [28], ist vielmehr immer „voller Hoffnungen, Drang und Ahndung" [7] und baut „tausend Luftschlösser" [18]. Was er aber eigentlich leisten und wie es sich verwirklichen solle, bedenkt er so wenig wie sein Urbild. „Woher aber alles kommen sollte, das hatte er nicht bedacht" [21]. Er grübelt wie das Kind Goethe, gerät „in eine Nachdenklichkeit" [6] und liegt, zu Bett gegangen, „allein, dunkel . . . nachdenkend, unbefriedigt . ." [7]. „Seine Einbildungskraft und seine Lebhaftigkeit brüteten über der kleinen Welt" [16]. Denn „die größte Freude lag bei ihm nur in der Erfindung und in der Einbildungskraft" [18], in „der Lebhaftigkeit seiner Vorstellung" [20 u. 23]. Folglich ist er weich und träumerisch wie Wolfgang. Auch der kleine Zug aus M. e. K.: Wolfgang habe beim Geschichtenerzählen die Tränen verbeißen müssen, bestätigt sich uns in Th. S., freilich, entsprechend Goethes ironischer Ueberlegenheit, noch etwas sentimentalischer gefärbt. Wilhelm muß sich sehr hüten, „daß ihm nicht die Tränen in die Augen kamen, die reichlich flossen" [20]. Denn es geht ihm leicht „ganz das Herz über" [20].

Auch die träumerischen Stimmungen im sogenannten Gartenzimmer spiegeln sich in Th. S. — freilich die Szenerie vor dem Fenster gegenüber dem wirklichen Frankfurt idealisiert, gemäß den landschaftlichen Erlebnissen Goethes in seinem Weimarer Gartenhaus. Wilhelm denkt verträumt an dichterische Gestalten, „. . . wenn er abends am Fenster stand und in den Garten sah und die Sommersonne, hinter die Berge gewichen, den hauchenden Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten und aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang und der klingende Ton der Frösche aus der Ferne durch die feierliche Stille schrillte . . ." [19]. (Man vergleiche etwa den Brief vom 2. Mai 1777 an Frau von Stein: „die Frösche schrillen mir den Kopf wüste . . ." u. a.)

Das „Ehrerbietige“ [5] und „Ehrfürchtige“ [15] hat Wilhelm wie Wolfgang; nicht minder seine Gutmütigkeit, wenn er „genügsam“ [11] ist oder „nachgiebig“ [25] sich erweist und „großmütig“ zurücktritt [25], damit die andern befriedigt werden, oder wenn er „durch Freundlichkeit und Gutheit“ [26] sie zu bestimmen versucht. So wird auch ganz allgemein von „Wilhelms guten natürlichen Eigenschaften“ gesprochen [26].

Aber wie bei Wolfgang steht der Gutmütigkeit „die leidlichste Eigenliebe“ [25] entgegen, die leicht „gekränkt“ ist [15 und 22] und mit den Kameraden tatsächlich zuweilen umspringt wie mit Lakaien. Daß Wilhelm bei den zu spielenden Theaterstücken sich gerne „vornen an gedacht hatte“ [22] und sich „meist an den Platz der Hauptheldeu zu setzen pflegte und die übrigen wie Trabanten nur im Gedächtnis so mitlaufen ließ“ [12] — das wollen wir nicht seiner Eigenliebe zuschreiben; sein „Eifer, seine Unverdrossenheit, seine Liebe zur guten Sache“ mögen es verantworten [25]. Aber eben diese erfreulichen Eigenschaften werden, wie ausdrücklich gesagt wird, nicht minder umgekehrt „durch die leidlichste Eigenliebe genährt“ [25].

Wenn Wilhelm bei den Belehrungen eines Erwachsenen „meist übel zufrieden war, weil er sich dünkte, es immer noch besser zu machen als der es anwies“ [24], wenn er renitende Kameraden „mit so einem gräßlichen Blick, mit so viel Würde des Arms und Festigkeit der Stimme“ in ihre „Schuldigkeit zurückschröckt“ [25] und beim Theaterspielen eine entschiedene „Direktorialqualität“ [24] entwickelt — so wird uns die prächtig konkrete Erinnerung des Max Moors — sie seien „immer die Lakaien“ gewesen — auf das Heiterste bestätigt. (Vielleicht aber darf man vermuten, daß dann eben auch bei Wolfgang Goethe die lakaienhafte Behandlung seiner Gespielen zumeist, wenn nicht allein, beim Theaterspielen sich gezeigt hat oder sonst bei Gelegenheiten, bei denen Wolfgang nicht nur seiner Person sondern einer Sache, einem Unternehmen sich verpflichtet fühlte — also ein energischer Ehrgeiz sehr sympathischer Art.) Die Kameraden Wilhelms „beruhigen“ sich denn auch zumeist „bei seiner Entscheidung, die sie in unzuvergleichenden Fällen anzugehen pflegten“ [26], so daß er „manche Mißhelligkeit . . . beizulegen“ [19] vermochte, und gerade „die Vorzüglichsten“ unter den Spielkameraden hängen mit wirklicher „Treue“ ihm an [25], zumal er nicht nur durch seinen Charakter, sondern wie Wolfgang, auch durch allerlei Fähigkeiten manchen „Vorzug vor den andern“ [18] gewinnt.

Von den allgemein-kindlichen Eigenschaften, die uns begegnet

sind, findet man in Th. S. neben der Neugierde noch die Genäschigkeit erwähnt und mit köstlichem Humor geschildert [10 ff.]

Nur eine einzige Stelle widerspricht unserem Bild. Aber auch diese nur scheinbar und auf den ersten Blick. D. u. W. hat uns gesagt, daß Wolfgang den Lügen „abgeneigt" gewesen sei. In Th. S. aber heißt es deutlich: „Er hatte zwar eine ziemliche Gabe zu lügen, aber dabei ein reines Gefühl, wo er nicht zu lügen nötig hatte . . ." [13]. Es dürfte nicht zu viel interpretiert sein, wenn man die zweite Hälfte des Satzes unterstreicht: dann stimmt auch diese eine Stelle völlig mit unserem Bilde überein. Wolfgang-Wilhelm lügt nicht gern und nur wenn er — ganz allgemein-kindlicher Realpolitik folgend — gewissermaßen „muß". Muß es aber sein oder bildet das Kind sich ein, daß es sein müsse, — dann freilich verleugnen die „Gaben" Wolfgang-Wilhelms sich auch beim Lügen nicht, wie es nicht wohl anders zu erwarten ist, wenn es einem in „rethorischen Dingen" niemand zuvor tut.

§ 17.

Gedichte und Briefe Goethes aus der Zeit seiner Kindheit.

Die Gedichte und Briefe des Kindes Goethes ergeben begreiflicherweise sehr wenig.

In den Gedichten könnte man höchstens auf das Neujahrsgedicht zum 1. Januar 1757 hinweisen, in dem der kleine Gratulant überzeugt ist: seine „Feder" werde „hinfort mehr Fertigkeit erlangen" [Der junge Goethe I. 84]. Die Stelle bleibt bedeutungslos, selbst wenn man nicht überzeugt wäre, daß das Gedicht so gut wie ganz vom Lehrer gemacht ist.

Von den Briefen kommen die des Vierzehnjährigen an den jungen v. Buri und der erste an die Schwester vom 21. Juni 1765 in Betracht.

„Einer meiner Hauptmängel ist, daß ich etwas heftig bin" schreibt er an Buri und zählt sich — den „Zorn" usw. bestätigend — zu den „colerischen Temperamenten" [Der junge Goethe I. 77]. „Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt" [78] — die trefflichste Parallele zu den „Lakaien". Auch tut er mit dem Empfänger des Briefes, den er noch nie gesehen hat, „so bekannt . . . als wenn ich Sie schon Hundert Jahre kennete, aber was hilfts, dies ist einmal etwas, das ich mir nicht abgewöhnen kann" [78]. Wir erfahren also von seinem

Zorn, seinem Selbstbewußtsein, seiner „Zudringlichkeit" usw. aus des Kindes eigenen Worten. Auch von seiner Impulsivität, die in jenem raschen Aufnehmen und raschen Erlahmen sich uns deutlich gemacht hat, die ihn von einem Gegenstand zum andern treibt: er könne nämlich nicht leugnen, meint der kindliche Briefschreiber, daß ich „sehr ungeduldig bin, und nicht gerne lange in der Ungewißheit bleibe" [78]; überhaupt: „Ich gleiche ziemlich einem Camaeleon" [79]. Ferner die Logik des Kindes, die im selben Brief mit seltsam überlegener Heiterkeit eine Art Paradestücklein liefert: wäre die „Arkadische Gesellschaft zu Phylandria", in die er aufgenommen werden möchte, so geartet, daß jeder, auch der größte Dummkopf, hineinkommen könnte — „Wäre dieses wohl eine Ehre vor mich?" [79]. Nein, meint er, gewiß nicht; und das wolle er „beweisen", was er dann auch mit großer Heiterkeit und dennoch mit ernsthafter Wichtigkeit tut [80].

Damit kommen wir zu einem Zug des Kindes Goethe, den unsere Quellen, wenigstens direkt, nicht angegeben haben, ein offenbar sehr bewußter Humor, der von der geistigen Ueberlegenheit des Kindes viel mehr verrät als alle gutgemeinten Uebertreibungen Bettinas. Daß Goethe selber nicht ausdrücklich davon spricht, geschieht wieder aus dem mehrfach erwähnten Grund: sich selber nicht ungebührlich loben zu wollen. — In dem Brief an die Schwester erscheint derselbe Humor, wenn Strohwische angeblich für märchenhafte Papageienschwänze gehalten werden und wenn Wolfgang kindlich renommierend als Schlangentöter paradiert [82 und 81].

Ueberhaupt darf man nicht vergessen, daß die Briefe des jungen Goethe (bis in die Straßburger Zeit hinein, ja in einzelnen Briefen noch viel länger, vor allem aber die Briefe aus Leipzig) keine naiven und unbewußten Selbstäußerungen sind, sondern häufig gewissermaßen den Charakter von Monodramen annehmen, bei denen der Briefschreiber — ähnlich wie seine Mutter — sich selber immer ein wenig im Spiegel beguckt und sich vor dem Empfänger des Briefes möglichst interessant darzustellen bemüht ist.

Dennoch bedeuten die wenigen für uns in Betracht kommenden Briefe eine äußerst glückliche Ergänzung und bestätigen die Richtigkeit unseres Bildes in überraschender Weise.

§ 18.

Labores juveniles.

Das gilt auch von den Schularbeiten, in denen wir die Kindheit Goethes so unmittelbar wie in den Briefen fassen, freilich auch

wieder mit einer gewichtigen Einschränkung. Wie viel nämlich auf Rechnung des Lehrers — besonders des sehr tüchtigen Herrn Scherbius — zu setzen ist und wie viel wir dem Kind selber zuschreiben dürfen, muß leider unentschieden bleiben. Bemerkenswert ist es übrigens auch, daß von keinem der sehr zahlreichen Lehrer Wolfgangs sich ein Urteil über den Schüler erhalten hat*); man darf also wohl annehmen, daß selbst Scherbius, so wenig wie die anderen, von einer künftigen Genialität etwas gewittert hat.

Wenn die Kinder — es handelt sich ja in vielen Fällen nicht um Wolfgang allein — innerhalb ihrer Aufsätzchen und Uebersetzungen heitere Kapriolen machen dürfen, so stellt das der Ueberlegenheit des Lehrers ein schönes Zeugnis aus, kann aber für eine Charakteristik des Kindes doch nur sehr bedingt in Anspruch genommen werden. Immerhin ist es bezeichnend genug und spricht für eine zwar nicht ungewöhnliche aber dennoch auffallende Klugheit Wolfgangs, wenn solche Scherze überhaupt möglich waren, also vom Kind völlig verstanden wurden. An anderen Stellen — besonders in den großen „Colloquien", die, nachweisbar, in einer Fülle von Kleinigkeiten aus Wolfgangs eigenen Erlebnissen schöpfen — ist es zweifellos das Kind selber, das schöpferisch gestaltet und mit einer Ueberlegenheit sondergleichen die höchst realen Situationen feuilletonistisch pointiert.

Wenn von der „Schwere der Metalle" [Der junge Goethe I. 11/12] gehandelt und die Reihenfolge von Gold zu Blech aufgezählt wird, darf — gewiß auf Anregung des Lehrers hin — versichert werden, daß „ohngeachtet dieser Ordnung" ein Pfund Gold nicht schwerer ist als ein Pfund Blech [12]. Wenn ganz im Stil der Aufklärungszeit und ihrer utilitaristischen Ethik vom Gehorsam der Kinder gesprochen wird als von einer „schönen und herrlichen Tugend", so wird eben doch auch der „Nutzen bei unsern Eltern" erwähnt: „Wir bekommen dafür manches Leckerbißchen und fahren mit ihnen jezuweilen spazieren. O herrliche Tugend!" [11]. — Wenn, zum „Exempel" [30] für die Nachwelt, die Geschichte eines Frankfurter Taugenichts erzählt wird, der sich kürzlich auf der Wache erhängt hatte, so wird versichert, daß er zwar „zehenmal" [32] das Hängen verdient hätte, sich aber „nur einmal selbst" habe „erhenken können".

Wie sehr aber an solchen Späßen das Kind selber beteiligt ist, verraten uns erst die Colloquien. Ein Witz, den der sonst so strenge Vater macht, wird von Wolfgang sofort verstanden und — unter Verwendung historischer Kenntnisse — geschickt weitergeführt [23].

*) E. Mentzel „Aus Goethes Jugend" S. 9.

Ueberhaupt muß selbst der Vater gestehen, daß Wolfgang seine „historischen Kleinigkeiten . . . ziemlich gut" anwendet [29], was uns also nebenbei auch die Neigung zum Historischen bestätigt, von der wir gehört haben. Freilich wagt es Wolfgang, selbst dem Vater recht kecke Antworten zu geben, wenn er, der Knabe, nicht nur den Theologen, auch den Juristen [22/23] einen kleinen Seitenhieb versetzt oder den Vater in Verlegenheit bringt, indem er ihn allzu rasch beim Wort nimmt. Der Vater meint einmal, Wolfgang kenne wohl den Unterschied zwischen Schön und Häßlich noch nicht, und Wolfgang bittet ihn, wißbegierig und spitzbübisch zugleich: „Wollen Sie, lieber Vatter, so gut sein und mir diesen erlernen" [30]. Ja, später einmal! — gibt der Vater zur Antwort, offenbar weil er sich selber nicht ganz sicher fühlt und nicht weiß, was er eigentlich sagen soll. Aber der wißbegierige Sohn drängt weiter: „Ey lieber [Vater], warum wollen Sie diese Lehre aufschieben . . ." Der Vater möchte es ihm doch lieber heute als morgen sagen, er wolle gewiß „die Ohren spitzen" — sodaß dem Vater nichts anderes übrig bleibt, als noch einmal auf „ein ander Mal" zu vertrösten und die Unterredung abzubrechen. Der Vater nämlich hatte Wolfgang überrascht, wie er aus Wachs kleine Tiere zu kneten versuchte, und hatte ihn tüchtig ausgespottet wegen der Mißgeburten, die dabei herauskamen. Wolfgang aber „bittet" es sich „ab" [Selbstbewußtsein!] [28], daß über seine Erzeugnisse gespottet werde, und ist überzeugt, daß er „ziemlich artige Sachen zur Welt" gebracht und seine Figuren „vorzüglich gefertiget" habe [28]; manche seien geradezu „zu bewundern" [29], z. B. „das falsche Tränen vergießende Krokodil" und andere, „welchen allen nichts als das Leben fehlet" [29]. Der Vater ist anderer Meinung und lacht den allzu von sich eingenommenen Künstler tüchtig aus. Wolfgang seufzt resigniert: „Wehe mir: ist denn nicht ein jeder der beste Ausleger seiner Werke?" [29]. Sogar der aus D. u. W. bekannte „Stoizismus" bestätigt sich uns; er mag durch den Charakter der Aufklärungspädagogik vermittelt sein, wird aber wohl kaum bei allen Knaben solche Aufnahme gefunden haben. Wenn daheim im Elternhaus ein Schmaus veranstaltet wird und es allerlei gute Sachen gibt, Wolfgang aber, der sogar beim Tischdecken hatte helfen müssen, dann fortgeschickt wird, ehe die Gäste erscheinen, dann kommt das einem Schulkameraden sehr merkwürdig vor. Ob er sich nicht ärgere, fragt er Wolfgang, weil man ihn „nicht beim Schmäuschen haben" wolle [24]. Wolfgang antwortet wie ein Schüler Mark Aurels: „Woran mir nichts gelegen, da unterlasse ich alles Nachgrübeln".

„Du hast zwar recht, sagt der andere, aber Du kommst dabei zu kurz." — „Was soll mir das: sie mögen schmausen . . ."

§ 19.

Ergebnis aus den §§ 16, 17, 18: Bestätigung der eigentlichen Quellen.

Unsere Ergänzungsquellen fügen unserm Bild also nur die ausdrückliche Betonung eines sehr entwickelten Sinns für Humor hinzu, der — als Ausdruck überraschender geistiger Ueberlegenheit und Beweglichkeit — die anderen, oft so gegensätzlichen Eigenschaften des Kindes wie in einem gemeinsamen Element miteinander verbindet.

Im Uebrigen geben diese neuen Quellen die willkommenste Bestätigung dessen, was wir aus so ganz anderen Unterlagen gewonnen haben, so daß unser Bild aufs neue gesichert erscheint.

Wir kehren nun zu diesem Bild zurück und erschließen daraus unser letztes, rein gedankliches Resultat.

§ 20.

Erwiesene Wahrheit — und Wirklichkeit.

Unser Bild enthält schon an sich nichts, was nicht tausendfach auch an anderen Kindern zu bemerken wäre. Auffallende Begabung in einzelnen Fächern, Hang zum Träumen, Neigung zum Grübeln, Hast und Unersättlichkeit des Erlebnistriebes — alles das eignet immer wieder einer besonderen Art von intelligenten Kindern, ohne daß sie deshalb im mindesten Goethes werden. Auch das Selbstbewußtsein — gerade in seiner beinahe heiteren Ausprägung wird zum Ergötzen, oft auch zur Beängstigung der Erwachsenen an so vielen klugen Kindern beobachtet, deren weitere Entwicklung weder im Guten noch im Bösen etwas Außergewöhnliches an sich hat.

Aber noch etwas anderes kommt hinzu und bleibt zu bedenken, um uns immer deutlicher zu machen, daß die Kindheit Goethes zwar gewiß nicht einfach der Kindheit aller Kinder entspricht (denn das tut bei der Verschiedenheit der Menschen und Umstände die Kindheit keines einzigen Kindes) — daß aber seine Kindheit der Kindheit anderer, ähnlich veranlagter, aber durchaus nicht genial sich entwickelnder Menschen prinzipiell durchaus konform ist und sich also nicht — wie Bettina es annimmt — von der Kindheit gewöhnlicher Sterblicher ungefähr durch den selben Abstand abhebt, der das Leben eines Goethe von unserem Leben trennt. Ist uns ja doch auch —

von Bettina's Mythologisierungen abgesehen — von keiner Seite berichtet worden, daß irgendjemand, der dem Kind näher oder ferner stand, schon damals seine ungewöhnliche Entwicklung vorausgeahnt hätte.

Noch etwas anderes also bleibt uns zu bedenken und zwar folgendes. Eine Zusammenstellung, wie unser Bild in § 14, so willkommen es uns als objektives Resultat einwandfreier Methoden auch sein muß — selbst dieses Endergebnis darf dennoch nicht etwa einfach mit der Wahrheit gleichgesetzt werden. Denn ganz abgesehen davon, daß wir immer nur die Quellen und nie die Wirklichkeit selber haben — schon die Technik, der wir ein solches Bild verdanken, das enge und lückenlose Aneinanderreihen der einzelnen Tatsachen, also die Häufung der kindlichen Eigenschaften, bringt es unumgänglich mit sich, daß dem objektiven Tatbestand gegenüber wieder eine Komplizierung und damit eine Art von Verfälschung eintritt. **Die Wirklichkeit war zweifellos noch viel einfacher als unser Bild,** und das sich deutlich zu machen, ist für unsere Aufgabe von der größten Wichtigkeit.

Nicht nur weil alle unsere Quellen dichterische Absichten haben, sondern weil das Leben die Eigenschaften eines Menschen, also auch eines Kindes, immer nur in ihrer Relativität darbietet, verstreut in einen viel weiteren objektiven Sachverhalt — eben deshalb muß gerade das objektivste Resultat nüchtern-wissenschaftlicher Zusammenstellung noch immer kritisch bewertet werden. Gerade der Extrakt aus der Wirklichkeit kann nicht der Wirklichkeit selber entsprechen. Gerade die Verdichtung der Prädikate durch das lückenlose Aneinanderschieben muß den einzelnen Eigenschaften — obwohl völlig dem Tatbestand entsprechend — ein anderes Gewicht verleihen, als ihnen in der Wirklichkeit zukam. Dort, im Zusammenhang des allgemeinen Lebens, waren die persönlichen Eigenschaften nichts als Orientierungspunkte — subjektive Accente, die das laufende Band des Objektiven gliedern, — weit auseinander liegende aber nie für sich bestehende Punkte, von den Eltern und den anderen Beobachtern lediglich erlebt in der ununterbrochenen Bezogenheit auf tausendfache Verflechtungen und Verschlingungen des Lebens. Wir, in unserem Bild, mußten diese Verflechtungen lösen, die einzelnen Punkte sammeln und in ihrer Isoliertheit betrachten — wie Edelsteine, die man vom Reif entfernt und zu einem Häuflein zusammengeschoben hat. So entspricht unser Bild völlig der Wahrheit (so wie eine Statistik der Wahrheit entspricht) und muß doch notwendig der Wirklichkeit Abbruch tun.

Daß wir die Bedeutung unserer Frage an sich nicht überschätzen dürfen, betonte schon § 1. Nun wird uns klar, daß auch unser Verfahren — wie (wenn man es nur richtig verstehen will) alles wissenschaftliche Verfahren — notwendig fragwürdig bleibt. Die Wahrheit, die wir zu finden vermochten, ist doch letzten Endes nur eine methodische. Wir müssen uns mit ihr zufrieden geben. Das „Leben" fassen wir nie.

Wahrhaft fruchtbringend aber kann unser Ergebnis dann für uns sein, wenn wir dieser Schwierigkeiten eingedenk bleiben und uns von unserem Bild immer wieder auf die Quellen, besonders auf D. u. W., zurückweisen lassen, wenn wir uns bewußt bleiben, daß erst hinter den Quellen und jenseits unseres Bildes — hindurchschreitend durch sie alle — die Wahrheit geahnt werden kann.

Das ist nicht mehr Sache der Wissenschaft. Zu unserer Aufgabe aber gehört es, deutlich zu erkennen — und nichts könnte auch im objektiv-wissenschaftlichen Sinn deutlicher und unanfechtbarer sein —: daß die nur geahnte Wahrheit noch viel schlichter sein muß als unser einfaches Bild. Damit ist Bettina endgültig korrigiert und der (von der Wissenschaft begreiflicherweise so vernachlässigte) Beginn dieses großen Menschenlebens nach seinem wahren Charakter fixiert.

§ 21.

Schluß.

Freilich wird unser Resultat – daß nämlich die Kindheit eines Goethe eine Kindheit gewesen sei wie tausend andere auch — vielen nicht genehm sein.

Zwar haben wir uns nicht darum zu bekümmern, ob ein Ergebnis unserer Untersuchungen genehm sei oder nicht. Dennoch verdient der Einwand Untersuchung. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Vorstellung, die freilich in Bettina weit über die Grenze schlug, doch in uns allen irgendwie mit mehr oder minder großer Ueberzeugung sich meldet, die Vorstellung nämlich: es müsse die Genialität Goethes denn doch in seiner Kindheit sich irgendwie geäußert haben, oder besser: sie müsse wenigstens, ohne vielleicht nach außen zu treten, latent vorhanden gewesen und für unsere durch die Kenntnis des späteren Lebens geschärften Augen ohne Mühe erkennbar sein.

Hat diese Vorstellung Berechtigung? — Oder ist sie nichts als ein Postulat, das uns, so gut wie Bettina, wenn auch nicht in eben dem Maß, betrügt?

Mit diesem abschließenden Gedanken werden wir in die angenehme Lage versetzt, der objektiven Wahrheit — und damit Goethe — völlig gerecht werden und doch auch den Willen Bettinas ohne ungerechte Herabsetzung respektieren zu können. Bettina, wie wir oben gesehen haben, verkleinerte mechanisch den großen Goethe — ganz wie es die Mythologie mit ihren Helden tut, die fix und fertig, gewissermaßen schon im Waffenschmuck ihres Heroentums, mit beiden Füßen aus dem Mutterschoß auf die Erde springen: das Kind Wolfgang Goethe ist für Bettina ein kleiner „Goethe", ein kleiner „Olympier". Goethe dagegen in D. u. W., und erst recht unser noch über D. u. W. zurücktastendes Bild, läßt Goethe ganz und gar Kind sein — nicht einmal ein Wunderkind wie etwa Mozart damals, der künstlich dazu erzogen wurde — sondern ganz und gar Kind und weiter nichts.

Dennoch aber — und dafür hatte Bettina kein Verständnis, ja diese Möglichkeit einer sowohl sie als die Wirklichkeit befriedigenden Lösung scheint ihr nie gekommen zu sein — dennoch wird unser tiefes und nicht völlig abzuweisendes Verlangen, die Genialität Goethes auch in seiner Kindheit zu entdecken, befriedigt und damit als berechtigt anerkannt.

Goethe war ganz und gar Kind, wie er später — in organischer Weiterentwicklung — ganz und gar Jüngling, ganz und gar Mann, ganz und gar Greis war. Es gehört zu Goethes Wesenheit (und damit zu den Prämissen seiner Genialität) jenes organische Sein, das jeweils alles, was es ist (und was es sein soll), ganz und gar ist. Nicht im Sinn einer Abstraktion, sondern im Sinn naiver Naturentsprechung.

Sieht man aber näher zu, was Goethes Genialität eigentlich ausmacht, betrachtet man die organische Geschlossenheit seines Wesens und Wirkens, die ungebrochene Naturhaftigkeit seines Seins, die unbekümmerte Ursprünglichkeit, die immer aus dem Ganzen lebt und ganz und gar bei der Sache ist, ganz in der Gegenwart lebend und eben deshalb ganz die Forderungen der Stunde erfüllend — dann wird man es wagen dürfen, das Wesen seiner Genialität auf eine überraschend einfache Formel zu bringen. Goethes überragende Genialität war dadurch gegeben, daß er Kind blieb durch sein ganzes Leben, daß er — unbewußt und unreflektiert, vielmehr wesenhaft — die Mentalität des echten Kindes sich bewahrte, in jenem höchsten Sinn, in dem Jesus von „Kindern" spricht, die allein das „Reich Gottes" gewinnen. Eben damit war Goethe in jeder Stunde seines

Lebens ganz das, was er jetzt sein sollte, ganz Jüngling, ganz Mann, ganz Greis, — in jedem Augenblick wie neu geboren, im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Quell des Lebens den Willen des Lebens erfüllend.

Die letzte Berechtigung unserer paradox einfachen Formel kann sich freilich nur gefühlsmäßig legitimieren. Sie hat aber einen sehr gewichtigen Kronzeugen für sich, der ihr volle Autorität verschafft: Goethe selber. Man bedenke nur — mit allen ihren Konsequenzen — die prachtvollen Worte in D. u. W. [26, 110]: „Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies . . .“

Lebenslauf.

Ich, Adolf Heckel, protest. Konfession, bayerischer Staatsangehörigkeit, wurde am 4. April 1888 in Nürnberg geboren, als Sohn des Kassiers Max Heckel und seiner Ehefrau Alexandrine Heckel, geb. Schwarz. Ich besuchte in Nürnberg 4 Jahre die Volksschule, 6 Jahre die Realschule und unmittelbar anschließend 3 Jahre das Realgymnasium. Im Juli 1907 Absolutorium am Realgymnasium Nürnberg. Dann Universitätsstudium in der philosophischen Fakultät. Winter-Semester 1907/08 in München. Sommer-Semester 1908 in Heidelberg. Winter-Semester 1908/9 in Berlin. Dann — vom Sommer-Semester 1909 bis Winter-Semester 1911/12 — sechs weitere Semester in München. Einer frühen Neigung folgend bereitete ich mich nebenbei in München für die Theaterlaufbahn vor und wurde sogleich nach Abschluß meines Studiums im Sommer 1912 an das herzogliche Hoftheater in Altenburg verpflichtet. Dort war ich, als Hofschauspieler und Regisseur, ununterbrochen tätig bis zum Ausbruch des Krieges, zu welcher Zeit das Hoftheater geschlossen wurde. Im Mai 1913 hatte ich mich nach Altenburg verheiratet, mit Marie Wieser aus Nürnberg. Vom Januar 1915 bis Kriegsende als Militärkrankenwärter eingezogen. Nach Kriegsende übersiedelte ich mit meiner Familie — ein Sohn war uns am 18. Juni 1915 geboren — nach Nürnberg. Wegen der völlig veränderten Verhältnisse an den deutschen Theatern der weiteren Bühnenlaufbahn entsagend, lebe ich seitdem ununterbrochen in Nürnberg im freien Beruf. Vorträge über literaturgeschichtliche und kunstgeschichtliche Themen machen meine Tätigkeit aus. Zwecks späterer Promotion hörte ich im Sommer-Semester 1922 und im Winter-Semester 1922/23 Vorlesungen an der Universität Erlangen bei den Herren Professoren Haack, Leser und Saran. Die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse zwangen mich aber immer wieder, die Vollendung meiner schriftlichen Arbeit hinauszuschieben. Eine schwere Nervenerkrankung im Frühjahr 1930 gab mir endlich die unfreiwillige Muße dazu.

Nürnberg, 1. Oktober 1930 Adolf Heckel.